

**Victoria,
Königin von Großbritannien und Irland.**

Auf falschen Wegen.

Erzählung

von

J. J. Smith.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Kapitel.

„Es ist Mitternacht,“ flüsterte der Doctor.
 „Mitternacht,“ wiederholte eine schwache Stimme, als der letzte Schlag der Thurmuhre von Trevor die Geburt eines neuen Tages verkündigte.
 „Ja, Mylord.“
 „Ehe dieser Tag vorüber, wird der Name Wharton erloschen sein; unsere Zeit ist um!“
 „Sie vergessen, mein hochverehrter Lord,“ sagte Mr. Hackett, der Sachwalter der Familie, der soeben beschäftigt war, das Testament des Sterbenden zu entwerfen, „daß, wenn es wirklich im Rathe der Vorsehung beschlossen, uns Ihres segensreichen Wirkens zu berauben, doch Ihr erlauchter Name von Ihrem dankbaren Neffen nach dem erhabenen Beispiel, welches Sie ihm gegeben, in würdiger Weise fortgeführt werden wird.“

„Gewiß in würdiger Weise,“ bekräftigte salbungsvoll der ebenfalls anwesende Caplan. Der Carl runzelte die Stirn, seine Finger zerpfückt frampfhaft die über sein Bett gebreite Sammetdecke, und mit einem fast geisterhaften Blicke auf die sein Sterbebett umstehende Gruppe murmelte er:

„Horace Lindsay mag sein, wie Sie ihn schildern, aber er ist mir von mütterlicher Seite ein Wharton. Warum ist er nicht hier?“ fügte er bitter hinzu.

„Die Wege sind so schlecht, und Cambridge mehr als hundert Meilen von Trevor Manor entfernt,“ versetzte der Geistliche, Josiah Monkton, in beschwichtigendem Tone.

„Es sind jetzt sechs Tage, seit ich auf Befehl Seiner Gnaden an ihn geschrieben habe,“ bemerkte Crump, der Kammerdiener.

Der Advocat schoß einen wüthenden Blick auf den unberufenen Sprecher, während der vor Aerger ganz roth gewordene Caplan die Vermuthung aussprach, sein vortrefflicher, geliebter Zögling könne krank geworden sein oder wol gar den Brief nicht erhalten haben.

„Horch,“ sagte plötzlich der Sterbende und machte einen mühsamen Versuch, sich aus seinen Kissen zu erheben, „ich höre, das Heranrollen eines Wagens.“

Mr. Hackett und der ehrwürdige Josiah Monkton, der das Amt des Schloßcaplans und Rectors von Trevor Manor zu gleicher Zeit verwaltete, sahen sich erstaunt an, wohl wissend, daß durchaus keine Hoffnung vorhanden, den erwarteten Erben so bald ankommen zu sehen. Wen daher auch der jetzt in den Schloßhof fahrende Wagen brachte, sie mußten in ihm einen Widersacher ihrer Pläne fürchten, und äußerst begierig, ihn kennen zu lernen, verließen sie, gefolgt von dem Kammerdiener, das Zimmer.

„Sie täuschen mich, Brandt,“ sagte der Lord zu dem allein bei ihm zurückgebliebenen Hausmeister, und fügte, als dieser statt aller Antwort nur mit den Schultern zuckte, vorwurfsvoll hinzu: „Warum sprichst Du nicht?“

„Es wäre nutzlos,“ entgegnete der alte Mann, „Sie würden mir doch nicht glauben.“

„Ich werde Dir jetzt glauben, ich bezweifelte nur in einem Bunat Deine Treue, sonst nie; Du warst ein guter Diener, Brandt, sei es auch jetzt, sage mir Alles, verbirg mir nichts.“

„Nun denn,“ erwiderte der Hausmeister, „Mr. Hackett und der Caplan empfangen heute Morgen Briefe von Ihrem Neffen, die einen ausländischen Poststempel tragen.“

„Das ist nicht möglich,“ rief der Lord, sich in seinem Bett aufrichtend, „er ist in Cambridge.“

„Er ist in Frankreich.“

„In Frankreich,“ rief der Beer, dessen bleiches Gesicht sich mit der Röthe des Unwillens überzog, „könnte ich das glauben, so entehrte ich ihn. Aber es ist nicht wahr, Du belügst mich, belügst mich in meiner letzten Stunde aus Liebe zu meiner entarteten Tochter, deren Amme Deine Frau war; aber ich kenne Deine Motive.“

„Warum bestanden Sie darauf, daß ich spreche?“ sagte der Hausmeister traurig, „ich wußte, daß Sie mir nicht glauben würden; aber Sie können nicht anders, Argwohn ist ein Theil Ihrer Natur, er ward mit Ihnen geboren.“

„Gieb mir einen Beweis!“ rief der Kranke, betroffen von dem Tone des Sprechenden.

„Gew. Gnaden wissen, daß ich einen zweiten Schlüssel zu der Posttasche besitze.“

„Ja, mach schnell, Du sprichst so langsam, als sei meine Zeit noch nach Jahren, statt nach Minuten gemessen.“



Victoria, Königin von Großbritannien und Irland.

Von allen Bildern, welche die Königin Victoria von Großbritannien darstellen, und es sind deren während ihrer Regierungszeit eine nicht unbeträchtliche Anzahl erschienen, ist sicher keins geeigneter, auf jedes Frauengemüth einen tieferen Eindruck zu machen, als das, welches wir heute der von uns veröffentlichten Gallerie von Portraits europäischer Fürstinnen anreihen. Die andern Bilder, in welchem Alter, in welchem Lebensverhältnis sie auch die Königin aufgefaßt haben, schilderten mehr oder weniger die Königin, dieses dagegen zeigt das Weib, dem die schönste Krone, die Krone des Hauses, durch den Tod des Gatten entrissen, und das erfüllt von diesem schmerzlichen Bewußtsein das königliche Diadem von der Stirn nimmt, die einfachsten Gewänder anlegt und Jahre hindurch allen Prunk verschmähend die Einsamkeit aufsucht, um ihren unersehlichen Verlust zu beweinen.
 In ihrer tiefen Trauer um den vereinigten Gemahl hat die Königin ihrer Liebe das schönste Denkmal gesetzt, denn sie bekundet durch dieselbe, wiewohl reines, ungetrübtes Glück sie in ihrer Ehe genossen. Die königliche Wittve hat im Uebermaße ihres Schmerzes zur Feder gegriffen, um das, was sie besessen und verloren, zu schildern in einer kleinen Schrift, genannt „das Buch der Liebe.“ Mit tiefer Nahrung hat das britische Volk das Buch empfangen, in welchem seine Königin es zur Theilnehmerin ihres Glückes und ihres Schmerzes machte, und durch welches nur bestätigt ward, was rühmlichst schon seit vielen Jahren durch das ganze Reich bekannt, daß Victoria von England nicht nur eine große und gute Königin, sondern auch das Muster einer Gattin und Mutter sei. Der stolze Wahlspruch der Briten „my house is my castle“ (mein Haus ist mein Schloß) wurde gefestigt und verklärt durch die Wahrnehmung, daß die Königin und ihr Gemahl ihr castle als ihr house betrachteten, als eine Stätte, geweiht den Tugenden der Häuslichkeit und des edelsten Familiensinnes.
 Königin Adelheid Victoria von Großbritannien ist die Enkelin des Königs Georg des Dritten von Großbritannien, die Tochter seines vierten Sohnes, des Herzogs von Kent und dessen Gemahlin, einer geborenen Prinzessin von Sachsen-Saalfeld-Coburg, verwitwet gewesenen Fürstin von Leiningen. Schon bei ihrer Geburt, am 24. Mai 1819, war die Prinzessin Victoria als die künftige Kronerbin zu betrachten, da die Prinzessin Charlotte, die Tochter Georg des Vierten, kurz zuvor gestorben, und die älteren Brüder ihres Vaters kinderlos waren. Der Tod ihres Oheims, des Königs Wilhelm des Vierten, berief sie am 20. Juni 1837 auf den Thron; am 28. Juni des darauf folgenden Jahres fand die feierliche Krönung in der Westminster-Abtei statt, und am 10. Februar 1840 reichte die junge Königin ihre Hand dem Prinzen Franz Albert August Karl Emanuel von Coburg-Gotha, Herzog von Sachsen, der den Titel prince consort von Großbritannien erhielt, und den ihr ein frühzeitiger Tod am 14. December 1861 wieder entriß.
 Eine zahlreiche blühende Nachkommenschaft, vier Söhne und fünf Töchter, umgiebt die Königin. Die drei ältesten Kinder der erlauchten Frau haben bereits Bande der Liebe geknüpft; schon ehe der Prinz von Wales der hochverehrten Mutter in seiner Gemahlin eine geliebte Tochter zugeführt, sind die Prinzessin Victoria, nachherige Kronprinzessin von Preußen und die Prinzessin Alice — Gemahlin des Prinzen Ludwig von Hessen — ihren erhabenen Gatten nach Deutschland gefolgt. Oft noch kehren die fürstlichen Frauen nach der Heimath zurück, um der königlichen Mutter die schönsten Perlen ihrer Krone, die Enkel, zu bringen.

„Ich hegte lange schon Zweifel.“ fuhr Brandt fort, „und ritt heute, um zu sehen, ob ich richtig vermuthete, dem Diener, der die Posttasche aus der Stadt holte, entgegen, öffnete sie und fand darin zwei Briefe, geschrieben von Horace Lindsay und adressirt an Mr. Hackett und Mr. Josiah Monkton; beide trugen einen französischen Poststempel.“

„Du lasest die Briefe, ehe Du sie wieder in die Tasche stecktest?“ fragte Lord Wharton.

„Gew. Gnaden,“ rief der alte Mann, „wann fanden Sie mich je einer ehrlosen Handlung schuldig?“

„Niemals, Brandt, niemals.“

„Warum trauen Sie mir jetzt eine solche zu?“

Der Lord erwiderte nichts darauf, sondern fragte eifrig: „Wo sind die Briefe?“

„Mr. Hackett legte den seinigen, sobald er ihn gelesen, in sein Taschenbuch,“ sagte Brandt zögernd, da ihm seine Handlungsweise, so guter Absichten er sich auch bewußt war, doch nicht ganz redlich schien.

„Und wo ist dieses Taschenbuch?“

Der Hausmeister deutete auf den Ueberrock, den der Advocat über seinen Stuhl gehängt und dort zurückgelassen hatte.

„Sieh ihn mir. Du willst nicht?“ fügte er hinzu, als Brandt keine Bewegung machte, seinem Befehl zu gehorchen.

„Scrupel, noch in einem solchen Augenblicke? Zieh die Klingel zweimal, dies wird Dein zartes Gewissen hoffentlich zu lassen.“

Brandt that wie ihm geheissen, und Crump, der Kammerdiener, der den Lord seit seiner Universitätszeit keinen Augenblick verlassen und mehr Vertrauen von ihm genossen, als irgend ein anderer Mensch sich rühmen konnte, trat ein.

„Sieh mir den Ueberrock her.“ sagte der Kranke und setzte den erstaunten Blick des Kammerdieners bemerkend, erklärend hinzu: „Brandt hat Scrupel, und ich bin zu schwach, ihn mir selbst zu langen.“

Crump reichte seinem Herrn schweigend das verlangte Kleidungsstück und verließ das Zimmer, während dieser mit bebenden Fingern das Taschenbuch hervorzog, den Brief suchte, und als er ihn gefunden, einige Augenblicke schweigend die Adresse und den Poststempel betrachtete.

„In Boulogne,“ murmelte er, „der Spieler und Schwindler letzter Zufluchtsort, wo sich der Auswurf der Gesellschaft zusammenfindet. In der That, ein passender Aufenthaltsort für meinen Erben, der den Namen der Wharton fortführen soll. Vortrefflich, vortrefflich, nun, sehen wir weiter.“

Mit bitterem Lachen öffnete der Kranke den Brief und las folgende Zeilen:

„Lieber Hackett. — Ist der alte Mann endlich todt oder muß ich hier noch lange nach Erlösung schmachten? Ich bin dieses Aufenthaltes von Herzen satt. Keine Aufregung, keine Gesellschaft, nichts als erbärmliche, hungrige Schluder, die nicht den Muth haben, Schulden zu machen, wie ein Mann vom Stande, sondern ihr Dasein fristen, indem sie Neulinge am Billard ausplündern. Groß und Mayland haben an mich geschrieben und mir mit, ich weiß nicht was alles, gedroht, wenn ich sie nicht bezahle; ich habe ihnen geantwortet, daß sie nur zu ihrem Gelde kommen könnten, wenn sie sich bis nach meines Onkels Tode ganz ruhig verhalten. Dies und die Abschrift Ihres Briefes, die ich ihnen sandte, scheint sie beruhigt zu haben, denn ich bin seitdem nicht weiter von ihnen belästigt worden. Vielen Dank für Ihre geschickten Manipulationen, vor meinem Onkel geheim zu halten, daß ich von Cambridge relegirt bin; nach seinen veralteten Ansichten würde er mir die vermeintliche Schande nie vergeben haben. Ich habe an meinen Schwiegervater geschrieben und ihn um einen Zuschuß gebeten, dem Laura und ich, wir befinden uns beide in großer Verlegenheit. Schreiben Sie umgehend und versehen auch Sie mich mit ausreichenden Mitteln zu unserer Rückreise und zu einer dem mir bald einzunehmenden Range entsprechenden Ausstattung. Ich betrachte meine Verpflichtungen gegen Sie als eine Ehrenschuld, der ich vor allen Dingen gerecht zu werden habe. Ganz der Ihrige

Horace Lindsay.

Nachschrift. Sobald er todt ist, geben Sie Befehl, das Holz zu schlagen, das baar vorräthige Geld wird wol nur gerade hinreichen, meine Schulden zu tilgen, ich muß doch aber eine Summe in Händen haben.“

Lord Wharton las diese seltsame Epistel des von ihm erzogenen und zu seinem Erben bestimmten Neffen mit immer steigender Erregung, denn jede Zeile enthüllte ihm neue, ihm bis dahin unbekanntes Thatsachen. Er erfuhr, daß der Schreiber heimlich mit der Tochter des ehrwürdigen Josiah Monkton, seines ehemaligen Lehrers, verheirathet, daß er tief verschuldet und deshalb auf eine höchst unehrenhafte Weise von der Universität entfernt sei. Was die sonst noch aus dem Briefe hervorgehende Herzlosigkeit und Undankbarkeit anbetraf, so setzte sie ihn weniger in Erstaunen, er erwartete nicht viel anderes von dem Charakter seines Neffen.

„Ich danke Dir, Brandt,“ sagte er, den Brief wieder in das Notizbuch und dies in die Tasche des Ueberrockes steckend, „Du hast mir einen wesentlichen Dienst geleistet. Hast Du irgend ein Bedenken, den Rock wieder über den Stuhl zu hängen?“

„Durchaus nicht, Mylord.“

„So thue es. Da auf die Lehne, gerade wie ihn Hackett verlassen hat, er darf nicht ahnen, daß Jemand daran gerührt hat.“

„Gewiß nicht,“ entgegnete der Hausmeister, der sich von der erzwungenen Ruhe, mit welcher Lord Wharton sprach, nicht täuschen ließ, sondern jeden Augenblick den Ausbruch eines Sturmes erwartete, dessen Vorboten er in den Zügen des Kranken sah. Derselbe erfolgte jedoch nicht; Lord Wharton's Gesicht nahm wieder einen ruhigeren Ausdruck an, nur ein verächtliches Lächeln blieb um die stolze Lippe, die bis zum letzten Augenblicke das Ansehen behielt, als sei sie von der Hand des Bildhauers in Marmor gemeißelt.

„Es ist irgend Jemand angekommen, erkundige Dich, wer es sei und sage auch, Doctor Garning solle das Schloß nicht verlassen, ehe ich ihn noch einmal gesprochen,“ befahl der Beer nach einer Pause.

Doctor Garning, der Arzt, war zugleich Civilstandsbeamter.

Als Brandt, die Befehle seines Herrn auszurichten, in das Bibliothekszimmer trat, fand er daselbst den Geistlichen und den Advocaten, welche beide sich große Mühe gaben, den toeben angekommenen Oberst Howard von dem Gedanken, Lord Wharton zu besuchen, abzubringen.

„Es hiesse ihn in seinen letzten Augenblicken von den Gedanken an Gott abwenden,“ sagte der ehrwürdige Josiah

Monkton, „Seine Gnaden hat bereits alle weltlichen Bande abgestreift, wir verließen ihn in gottseligen Betrachtungen.“

Oberst Howard zuckte ungläubig die Schultern.

„Es wäre unfling, grausam, ihn zu stören,“ bekräftigte Hackett, „er ist bereits bewußtlos.“

„Wir dürfen es nicht erlauben,“ fügte der Rector hinzu.

„Nicht erlauben!“ wiederholte der Oberst in mildem, aber entschiedenem Tone, „ich wüßte nicht, durch wen Sie hier zu dergleichen autorisirt wären. Ich muß ihn sehen oder will ihn sehen, wenn Ihnen das Wort besser gefällt.“

„Ah, Brandt,“ fügte er sich an den soeben eingetretenen Hausmeister wendend hinzu, „gut, daß Sie kommen. Wie verließen Sie Lord Wharton?“

„Bei völlig klarem Verstande.“

„Das dachte ich mir; er hat sein Testament noch nicht gemacht?“

Hackett murmelte etwas von einem Arzneimittel, das seine Lebensgeister momentan wieder angereizt habe, während der Geistliche sich verlegen bei einer so groben Lüge ertappt zu sein, erköthend abwandte.

„Wir handeln auf ausdrücklichen Befehl Seiner Gnaden,“ sagte endlich der Rechtsgelehrte, der zuerst seine Geistesgegenwart wieder fand.

„Das ist nicht wahr,“ entgegnete eine tiefe, ruhige Stimme.

„Lord Wharton wünscht von ganzem Herzen die Gegenwart des Freundes, den Sie von ihm entfernt halten wollen.“

Es war Crump, der Kammerdiener, der in dem Augenblicke eingetreten, wo der Advocat seine unverschämte Behauptung aussprach.

„Folgen Sie mir,“ wandte er sich an Oberst Howard, „ich werde Sie nach dem Sterbezimmer führen, der Sand im Stundenglase meines Herrn ist bald abgelauten.“

Das unwürdige Paar versuchte nochmals dagegen Einspruch zu erheben, Oberst Howard verließ aber, ohne davon Notiz zu nehmen, von Crump und Brandt geleitet, das Zimmer, den Rector und den Advocaten wie von einem schweren Schläge gelähmt, darin zurücklassend.

„Verloren,“ seufzte der Rector nach einem langen Stillschweigen, „er wird ihm Alles sagen.“

„Er weiß nichts,“ entgegnete Hackett, der in schneller Ueberlegung das Für und Wider erwogen hatte, „der Oberst ist ein Trummer, ein Bücherwurm, der sich schon seit Jahren auf seinem Gute vergraben hat; es ist hundert gegen eins zu wetten, daß er weder eine Ahnung von Lindsay's Heirath mit Ihrer Tochter, noch von seiner Entfernung von Cambridge hat.“

„Still, still,“ flüsterte der Geistliche, „seien Sie nicht unvorsichtig, in diesem alten Hause haben die Wände Ohren.“

„Auzerdem,“ fuhr der Rechtsgelehrte fort, „weiß ich, daß Lord Wharton, ehe er krank wurde, einen heftigen Streit mit dem Obersten gehabt hat, es ist nicht anzunehmen, daß er etwas auf seinen Rath giebt; dies hält mich jedoch nicht ab, den unverschämten alten Soldaten weit lieber ins Pferland, als in das Sterbezimmer zu wünschen.“

„Wärees nicht besser, wenn auch wir dahin zurückkehrten?“ fragte der Rector, dem die Versicherung seines Gefährten wieder Muth einflößte.

„Ich bin ganz Ihrer Meinung,“ entgegnete Hackett, und Beide schickten sich an, diesen Voratz auszuführen, wurden aber daran durch Brandt verhindert, der das noch nicht vollendete Testament brachte mit dem Befehl, dasselbe unverzüglich fertig zu machen.

„Ist irgend etwas daran zu ändern?“

„Nein.“

Ein Lächeln der Befriedigung ward zwischen den Verbündeten ausgetauscht.

„Wenn Sie das Schriftstück fertig haben,“ sagte Brandt, „so soll ich es abholen, mein Gebieter wünscht es durchzulesen, bevor er es unterzeichnet.“

„Ganz recht,“ entgegnete der Geistliche, „sein Geist ist klar bis auf den letzten Augenblick.“

„Ich hoffe es,“ sagte der Hausmeister und verließ mit einem eigenthümlichen Lächeln die Bibliothek.

„Sahen Sie Brandt's Lächeln?“ flüsterte der ehrwürdige Josiah Monkton.

Hackett nickte.

„Es bedeutet nichts Gutes für uns.“

„Vielleicht nicht.“

„Er ist kein Freund von Horace Lindsay.“

„Wie überhaupt keines Menschen,“ bemerkte der Advocat, „ich glaube, er hat nie in seinem Leben Anhänglichkeit an Jemand gehabt, als an seinen Herrn, und dem hat er tren genug gedient. Ich wünschte wol den Schlüssel zu des Lords Geheimnissen zu haben, die sicher in seinen Händen ruhen.“

„Glauben Sie an Familiengeheimnisse?“ fragte Monkton, „ich halte sie für Ausnahmen, nicht für Regel.“

Hackett sah ihn ernsthaft an. „Wären Sie ein Rechtsgelehrter, so würden Sie eine derartige Behauptung nicht aufstellen,“ sagte er dann, „kennen Sie das Sprichwort nicht: Jedes Hans hat sein Gespenst? Gespenst ist nur ein anderes Wort für Geheimniß; Jeder hat sein Geheimniß.“

„Sie mögen Recht haben,“ entgegnete der Geistliche nachdenklich, „Auf welches Geheimniß spielten Sie aber an?“

„Hörten Sie niemals, daß der Lord eine Tochter hatte?“

„Ja.“

„Die sich verheirathete.“

„Gegen den Willen ihres Vaters.“

„Sie hatte einen Sohn,“ fügte Hackett hinzu.

„Er starb mit der Mutter.“

„Um,“ murmelte der Advocat.

„Gewiß,“ sagte der Rector, „Lady Sarah hat es mir selbst gesagt, und ich suchte mir auch, als Horace meine Tochter auszuzeichnen begann, zuerst darüber Gewißheit zu verschaffen.“

„Gewißheit, was nennen Sie Gewißheit?“ fragte der Rechtsgelehrte.

„Das Todtenregister im Kirchenbuche von Henston,“ erwiderte der vorsichtige Vater, „ich prüfte es, ehe ich das Waagniß einer geheimen Heirath unternahm. Nein, von dieser Seite sind wir sicher, ich fürchte nur den Einfluß, den Howard auf den Carl ausüben kann.“

„Unmögliche Sorgen,“ erwiderte Hackett.

„Mögen Sie sich als solche erweisen,“ seufzte der Rector. „Jetzt aber schnell, vollenden Sie das Testament.“

In weniger als einer Stunde war es fertig bis auf die Unterschrift. Als der Advocat mit befriedigter Miene die Feder niederlegte, trat auch der Hausmeister schon ein, um das Document für seinen Herrn abzuholen.

Dreizehntes Kapitel.

„Ich will das Testament selbst bringen,“ sagte der Advocat.

„Sie werden gerufen werden, um Zeuge zu sein, wenn Seine Gnaden unterzeichnet,“ entgegnete Brandt, „ich dachte, ich hätte Ihnen bereits mitgetheilt, daß mein Herr es ungestört noch einmal durchlesen will.“

„Ist Crump bei ihm?“ fragte Mr. Monkton ängstlich.

„Er ist bei ihm gewesen,“ antwortete der Hausmeister.

„Und der Oberst ist natürlich auch im Zimmer?“

„Natürlich,“ sagte Brandt und verließ die Bibliothek.

Weder der Rector noch der Advocat wagten ihm zu folgen fürchtend, durch die Nichtachtung der Befehle des Sterbenden einen Ausbruch seiner Heftigkeit und dadurch die Katastrophe hervorzurufen, ehe das Testament unterzeichnet sei. Die Zeit schlich dem einander wärtigen Paare sehr langsam dahin, jede Minute ließ eine neue Befürchtung, eine neue Furchung in dem fruchtbaren Gehirn Weider aufsteigen. Endlich erklang der erschente Ton der Klingel, das sie in das Sterbezimmer rufende Signal.

Lord Wharton saß von Kissen unterstützt aufrecht in seinem Bette, umgeben von Doctor Garning, Oberst Howard, der Haushälterin, dem Hausmeister und einigen andern Personen der höheren Dienerschaft, so daß es den bestmöglichen Ankommenen unmöglich ward, so nahe als er wünschten, zu dem Sterbenden zu gelangen.

„John Brandt und Mary Bage,“ sagte der Carl mit sehr geleiser, aber fester Stimme, „Ihr seid die ältesten Diener meines Hauses, ich bestelle Euch, als Zeugen bei der Unterzeichnung meines Testaments zu fungiren. Ihr mögt die Angelegenheit betrachten, doch habe ich nicht verfehlt, Euch auch anderweitige Beweise meiner Zufriedenheit zu hinterlassen.“

Mit fester Hand zeichnete Lord Wharton seinen Namen unter das Testament und reichte es alsdann den Zeugnissen, welche die ihrigen darunter setzten. Sobald die Tinte trocknet war, legte der Hausmeister das Document in den bereit gehaltenen Umschlag und versiegelte es mit dem Siegelring seines Herrn.

„Sieh es jetzt meinem Testamentsvollstrecker,“ sagte der Carl.

Der ehrwürdige Josiah Monkton, überzeugt, daß nur er, die die mit diesem Ehrenamte betraute Person sein könne, trauern schnell vor, das heißersehnte Schriftstück in Empfang zu nehmen. Zu seinem großen Erstaunen und Mißvergnügen entlegte jedoch der alte Hausmeister das Testament in Oberst Howard's Hände, der es ruhig nahm und bedächtig in die Tasche steckte.

„Mein Herr, Sie befinden sich sicher im Irthum,“ rief der Rector, „mein hochverehrter Freund —“

„Es hat seine Richtigkeit, Monkton,“ unterbrach ihn der Lord, dessen bleiche Lippen ein spöttisches Lächeln umspielte.

„Howard hat mir versprochen, einer der Testamentsvollstrecker zu sein, er ist mein ältester Freund.“

„Der Teufel hole ihn!“ brummte Hackett zwischen den Zähnen. Den würdigen Josiah Monkton besetzte ohne Zweifel ein ähnlicher christlicher Wunsch, er wüßte sich jedoch äußerlich zu beherrschen und tröstete sich mit dem Gedanken, daß Hackett ja das Testament gemacht habe und das ganze Vermögen seinem Schwiegersohne vererbt sei.

„Verlaßt mich jetzt,“ sagte Lord Wharton, „ich bin fernatig mit der Welt und ihren Anforderungen, ich will nicht, daß neugierige Augen den letzten Kampf der sterbenden Natur belauschen.“

Die Dienerschaft zog sich in ehrfurchtsvollem Schweigen zurück. Josiah Monkton, in seiner Eigenschaft als Erbsolger, glaubte jedoch den Befehl des Lords nicht auf sich ziehen zu müssen, er öffnete sein Gebetbuch und begann die an Kranken- und Sterbebetten üblichen Gebete zu lesen. Er kam jedoch nur bis zu den ersten Worten, ungeduldig unterbrach ihn Lord Wharton:

„Allein will ich sein, habe ich meinen Gott beleidigt durch Stolz und Heftigkeit, so will ich mich nicht noch durch Heuchelei schuldig machen.“

Der Rector schloß sein Buch mit einem Blick tiefer, schmerzlicher Betrübniß. Oberst Howard aber sagte:

„Nein, nicht allein sollst Du bleiben, Raymond, wir waren Spielgefährten. Gönne der Freundschaft ihr Recht, laß mich bei Dir bleiben.“

„Ich danke Dir, Richard,“ versetzte der Sterbende, „bleibe Du bei mir, ich wagte dies nicht von dir zu verlangen, aber Niemand sonst, Niemand.“

Die große Herrschaft, welche der Carl während seines ganzen Lebens über seine Umgebung ausgeübt, machte sich auch noch in seinen letzten Minuten geltend. Ohne weiter ein Wort der Entgegnung zu wagen, entfernten sich der Doctor, der Rector und der Advocat.

„Ich danke Dir, Richard,“ wiederholte Lord Wharton, sobald er sich mit dem Obersten allein sah, „diese Heuchelei sollten mich nicht sterben sehen. Man mag kämpfen, wenn man will, der Augenblick kommt endlich, wo die menschliche Natur ihrer Schwäche erliegen muß. O, der Tod ist bitter.“

„Nicht dann,“ entgegnete der Oberst, „wenn das Heiligdemüthig Vergebung bei seinem Gott gesucht und Frieden gemacht hat mit allen seinen Mitmenschen.“

„Berühre diesen Punkt nicht weiter,“ sagte der Lord finster, „ich kann, ich will es nicht ertragen, selbst mich von Dir.“

„Bin ich nicht Dein Freund?“

„Ja, mein einziger, wahrer Freund, aber Du vergißst die mir widerfahrene Beleidigung.“

„Betrachte sie als eine Sühne der Fehler, deren Du dich schuldig gemacht,“ erwiderte der Freund. „Vergebe, so wird Euch vergeben, spricht unser Heiland. Ich habe nicht von Dir verlangt, in Deinem Testamente den Namen gegen Dich verleitete, sondern nur, daß Du das Recht der Natur in Deinem Entel ehrest, und so weit es in Deiner Macht steht, das von Dir begangene Unrecht wieder gut machst.“

„Alles, was ich Dich jetzt noch zu thun bitte, ist, das Vergeben der Vergebung auszusprechen, das der irrende Mensch seinem Bruder schuldig ist.“

„Bruder,“ wiederholte der Beer verächtlich.

„Sind wir nicht Alle Staub?“

Oberst Howard kniete bei diesen Worten neben dem Bette nieder und betete lange und innig.

Ehe der Carl seinen letzten Athemzug anhauchte, sprach er das Wort, welches er in seinem Zorn und Stolz geschrien, niemals aussprechen zu wollen, das Wort der Vergebung.

hung gegen Walter Chester und starb wahrhaft in Frieden mit der ganzen Welt.

Als Oberst Howard hinunter in das Bibliothekszimmer kam, sahen der dort harrende Rector und der Advocat, schon ehe er sprach, an dem tiefen Ernst seiner Züge, daß der stolze Gebieter von Trevor jetzt vor einem höhern Richter stehe.

„Unser armer Freund ist also endlich erlöst von seinen Leiden,“ sagte der Rector, indem er seinen Zügen einen Ausdruck der Trauer zu geben suchte, von der sein Herz nichts wußte. „Ein trauriges Ende.“

Der Advocat, der, sobald er die Bestätigung seiner geheimen Wünsche erhalten, einen Brief zu schreiben begonnen, sah von seiner Arbeit auf und nickte bejahend.

„Es steht den sündigen Menschen nicht zu, ihre irreunden Mächsten zu richten,“ erwiderte der Oberst sehr ernst. „Gewiß nur Wenige unter uns sind vollkommen,“ seufzte der ehrwürdige Josiah Monkton, wobei seine Mienen nicht unbedeutlich verriethen, daß er sich diesen Wenigen zuzähle.

„Halten Sie es nicht für gerathen,“ fuhr er dann, zu ihm mehr interessirenden Dingen übergehend, fort, „daß wir so gleich das Testament des Verstorbenen eröffnen?“

„Nicht vor dem Begräbniß,“ erwiderte Oberst Howard. „Ich weiß, daß Lord Wharton Anordnungen wegen seines Leichenbegängnisses getroffen hat,“ sagte der Advocat, „es ist unsere Pflicht, dieselben zu befolgen.“

„Ich kenne die Wünsche meines verstorbenen Freundes sehr genau und werde dafür sorgen, daß sie gewissenhaft erfüllt werden,“ entgegnete der Oberst, der sich nach der Unmöglichkeit des räthelhaften Paars eine viel größere Macht anmaßte, als ihm in seiner Eigenschaft als zweiter Testamentsvollstrecker zustand.

„Sprechen Sie,“ flüsterte Hackett dem Rector zu.

„Oberst Howard,“ nahm dieser in würdevollem Tone das Wort, „ich möchte nicht gerne glauben, daß Sie sich absichtlich einer Unpöflichkeit schuldig machen, Sie sind vielleicht nicht so wohl erfahren in den bei derartigen traurigen Angelegenheiten zu beobachtenden Formalitäten und wissen daher nicht, was die Testamentsvollstrecker stets zu berathen und gemeinschaftlich zu handeln pflegen.“

„Ich bin vollständig davon unterrichtet.“

„Und doch handeln Sie hier auf alleinige Verantwortung, als ob ich nicht mit Ihnen zum Testamentsvollstrecker ernannt wäre.“

„Streiten wir uns über dergleichen Kleinigkeiten nicht,“ entgegnete der Oberst, ein Lächeln unterdrückend, „der Erbe wird seinen Besitz hoffentlich bald antreten und unsere Macht bis zu Ende sein.“

Dieser Ausspruch war wenigstens deutlich und befriedigend. Mr. Hackett nahm eilig seine Feder wieder auf und benutzte den Brief, durch welchen er Horace Lindsay den Tod seines Onkels meldete und ihn aufforderte, schleunig nach England zurückzukehren. Er versicherte ihm, daß er der Erbe der Güter wie des Vermögens sei, beklagte aber, ihm keine näheren Details mittheilen zu können, da Lord Wharton, wahrheitlich als Act der Höflichkeit, seinen alten Freund, den Oberst Howard, zum Mit-Testamentsvollstrecker ernannt habe, dieser aber die Würde sehr ernsthaft nehme und darauf bestehe, das Testament solle erst nach dem Begräbniß eröffnet werden.

Der Brief des ehrwürdigen Josiah Monkton an seinen Schwiegersohn und früheren Zögling war fast desselben Inhalts, nur beklagte er sich noch weit bitterer über das Verhalten unverschämtes Auftreten und beschwor Horace, so schnell als möglich zu kommen, damit diesem unerträglichen Zustande durch sein Erscheinen ein Ende gemacht werde.

Von dem Tage an, wo der Carl seinen Neffen, damals noch einen Knaben, der Obhut des Rectors anvertraut, hatte, behielt den Plan entworfen, der Erbe eines der größten Grundbesitze von England solle der Gatte seiner einzigen Tochter werden. Er hatte dieses Project mit aller ihm zu Gebote stehenden List ausgeführt und erwartete jetzt siegesgewiß den stolzen Augenblick, wo seine Kinder als Gebieter in Trevor Manor einzuziehen sollten.

Vor Tagesanbruch war Hackett's Schreiber schon auf dem Wege nach Bonlogne, dem Erben die Briefe und einen Wechsel auf dreihundert Pfund zu überbringen. Hackett, der diese, wie schon manche andere Summen vorgestreckt, verdrachte nach der Einnehmerstelle auf den Gütern und hatte längst die Zusage dieses einträglichen Postens von Horace Lindsay als Belohnung seiner treuen Dienste erhalten.

Nach dem Gefühl dieser neuen Würde fand es der Advocat durchaus nicht unangemessen, am Tage nach dem Tode des Carl ohne weitere Umstände in das Zimmer des Hausmeisters zu treten und sich Einsicht in dessen Bücher zu verschaffen.

„Was thun Sie hier?“ fragte John Brandt.

„Können Sie nicht sehen?“ war die insolente Gegenfrage. Brandt würdigte dieselbe keiner weiteren Antwort, sondern nahm ruhig die Bücher vom Pult und verschloß sie in eisernen Schrank.

„Sie werden das bereuen!“ rief Hackett zornig.

„Möglich.“

„Horace Lindsay beabsichtigt, mir die Oberaufsicht über die Verwaltung der Güter zu übergeben.“

„Sobald Sie mich durch unwiderlegliche Beweise überzeugt haben, daß Ihnen das Recht zusteht, sich mit dem Inhalte der Bücher bekannt zu machen, werde ich Ihnen dieselben sofort übergeben,“ versetzte Brandt. „Eine Stunde ist hinreichend, meine Rechnungen abzuschließen, ehe ich jedoch nicht weiß, in wessen Hände ich mein Amt niederzulegen habe, dulde ich auch von Niemandem eine Gemischnug.“

Es blieb dem auf diese Weise zurückgewiesenen Advocaten nichts übrig, als sich unverrichteter Sache zu entfernen. In seinem Zorn wandte er sich Bestand erheischend an Oberst Howard und den Rector. Der Letztere war auch sehr geneigt, ihm diesen zu gewähren, Oberst Howard erklärte dagegen, Brandt sei im vollen Rechte.

„Wie immer gegen uns,“ rief der Advocat bitter, „nun, die Tyrannei kann glücklicherweise nicht lange währen, der Erbe wird bald antreten, und Ihre Macht zu Ende sein.“

„Ich wünsche durchaus nicht, sie nur einen Augenblick länger zu behaupten, als nöthig ist, meine Pflicht gegen die Lebenden wie gegen die Todten zu erfüllen,“ erwiderte der Oberst kalt. „Sollten jedoch durch Ihre unberufene Gemischnug inzwischen noch andere verdrüßliche Auftritte entstehen, so sehe ich mich in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, Sie aus dem Hause zu entfernen.“

„Mich entfernen!“ wiederholte Hackett nach einer Pause tiefsten Erbitterung, „das können Sie nicht.“

„Bringen Sie mich nicht dazu, daß ich den Versuch mache.“

„Wohlant, machen Sie ihn.“

„Da Sie es selbst wünschen, so soll es geschehen,“ sagte Oberst Howard und zog zweimal die Klingel.

Brandt trat ein, gefolgt von mehreren Dienern.

„Lassen Sie Mr. Hackett's Wagen vorsehen.“

„Das ist zu viel,“ rief Josiah Monkton tief entrüstet, „im Namen und im Sinne meines verstorbenen hochverehrten Freundes muß ich Widerspruch einlegen. Als Mitvollstrecker des Testaments Gutes verewigten Herrn ermächtigt ich Mr. Hackett hier zu bleiben, wo er sich in der Eigenschaft eines Sachwalters und persönlichen Freundes Gutes neuen Herrn, Horace Lindsay, meines Schwiegersohnes, befindet.“

Diese Erklärung entlockte Allen, mit Ausnahme des Hausmeisters und des Obersten, einen Ausruf der Verwunderung.

„Setz werfen Sie mich hinaus,“ sagte Hackett spöttisch, „Sie haben die Seiten zu straff gezogen, mein Herr.“

Oberst Howard ließ sich jedoch nicht aus der Fassung bringen. Ruhig zog er ein in aller Form Rechtens verfaßtes, mit dem Siegel und der Unterschrift des verstorbenen Carl versehenes Schriftstück hervor, durch welches verordnet ward, das Testament solle bis nach dem Begräbniß uneröffnet bleiben und Oberst Howard während dieser Zeit einzig und allein alle Anordnungen zu treffen haben.

Der Rector und der Advocat, welche den höchsten Trumpf durch die Ankündigung der zwischen dem Geistlichen und Horace Lindsay bestehenden Verwandtschaft auszuspielen geglaubt hatten, sahen einander bleich vor Staunen und Zorn an.

„Lesen Sie die Schrift bis zu Ende vor, Brandt,“ sagte Oberst Howard, „es ist noch eine andere Bestimmung darauf verzeichnet.“

„Obgleich ich allen meinen Dienern Legate vermach,“ las der Hausmeister, „so erkläre ich doch denjenigen unter ihnen sofort der ihm bestimmten Summe verlustig, der vor Anhörung des Testaments in irgend einer Weise das Ansehen meines alleinigen Testamentsvollstreckers Oberst Howard bespreizet oder ihm den schuldigen Gehorsam verweigert.“

Die beiden überlisteten Verbündeten hielten es für gerathen, in Bezug auf sich keine Probe des anbefohlenen Gehorsams abzuwarten und verließen eilig das Haus.

Vierzehntes Kapitel.

Unter den zahlreichen Pächtern des verstorbenen Lord Wharton war Jabez Miller eine geachtete Persönlichkeit. Wie die Bücher des Hausmeisters bewiesen, hatten seine Vorfahren den von ihm jetzt bewirthschafteten Meierhof, Ash Farm, ohne Unterbrechung seit den Zeiten der Bürgerkriege in Pacht gehabt und stets einen ehrlichen unbescholtenen Namen aufrecht erhalten. Jabez Miller bezahlte seinen Pacht pünktlich, schuldete Niemandem einen Schilling und konnte, obgleich seine hässliche Hausfrau nur ein Seidenkleid besaß (dasselbe, in dem sie ihm einst zum Altar gefolgt war), doch seinen Töchtern bei ihrer Verheirathung eine recht ansehnliche Summe zur Aussteuer geben.

Mrs. Miller war in der Küche mit Bereitung des Frühstückes beschäftigt, als ein junger Mann von etwa dreißig Jahren eintrat, ohne ein Wort zu sagen, auf sie zuzuging, seinen Arm um ihre Taille schlang und sie küßte.

„Sie irren sich, mein Herr,“ rief die gute Frau, vor Aerger und Erstaunen roth werdend bis zu den Schläfen.

„Nein, ich irre mich nicht,“ lachte der Fremde.

„Wer sind Sie?“

„Küssen Sie mich wieder, und ich sage es Ihnen.“

Mrs. Miller warf einen Blick unbeschreiblicher Verachtung auf den frechen Eindringling und machte dann ihren im Nebenzimmer weilenden Gatten mit der ihr gewordenen Beleidigung bekannt.

„So küß ihn doch wieder,“ rief der Pächter mit halb unterdrücktem Lachen.

„Sie hören,“ sagte der junge Mann, „ich habe ihres Gatten Erlaubniß.“

„Aber nicht die meinige,“ unterbrach ihn die resolute Frau, die Reipfeitsche von der Wand nehmend, „Sie thäten gut, sich hübsch fern zu halten.“

„Küsst Du mich wirklich nicht, Tante?“ rief der junge Mann, der Angesichts einer so ernsthaften Demonstration ein längeres Aufreththalten seines Incognito nicht für gerathen hielt, „ich würde Dich überall an der Aehnlichkeit mit meiner guten Mutter erkannt haben.“

„Wäre möglich, Du meiner lieben Schwester Sohn?“ fragte die brave Frau, indem ihre Augen sich mit Thränen füllten.

„Gewiß und wahrhaftig,“ sagte der nun hinzugekommene Pächter, dem Gatte die Hand schüttelnd, herzlich willkommen, Frank, in Ash Farm.“

„Wußtest Du denn, daß er kommen wollte?“ fragte die Frau.

„Seit gestern Abend, ich bekam seinen Brief im Wirthshaus. He, willst Du ihn nun noch nicht küßen, Frau?“

Ueberzeugt, daß der Fremde wirklich ihr Neffe sei, hatte Mrs. Miller keine weitere Abneigung gegen diese vertrauliche Begrüßung, sondern küßte den Jüngling so zärtlich, als wäre er einer ihrer eigenen Söhne.

„Gott segne Dich, mein lieber Junge,“ rief sie dabei, „das ist wirklich eine unerwartete Freude. Du bist schon beinahe ein Mann, und mir ist es noch, als hätte meine Schwester Susanne uns erst gestern verlassen, um ihrem Mann zu folgen. Was macht Dein Vater, ist er gut gegen Dich?“

In dieser Frage lag schon ein Zweifel, den Frank unglücklicherweise nicht so, wie er wol gewünscht hätte, zerstreuen konnte, er antwortete daher ausweichend: „Wir sehen uns jetzt selten, Tante; er theilte mir auch erst vor drei Tagen, als er von meiner beabsichtigten Reise nach Trevor Manor hörte, mit, daß ich hier so nahe Verwandte habe.“

„Das sieht ihm ähnlich,“ bemerkte Mrs. Miller bitter, „wenn er uns brauchte, hat er übrigens immer gewußt, wo wir wohnen.“

„Still Frau,“ sagte der Pächter verweisend, „der Junge kann nichts für die Fehler des Vaters. Sie meint es nicht so böse,“ fuhr er dann, sich gegen Frank wendend, entschuldigend fort, „aber Frauen sprechen immer aus, was ihnen grade auf die Zunge kömmt.“

„Ich hätte es auch nicht erwähnt, wenn es mich nicht gar zu sehr schmerzt hätte, daß er Dich so lange in Unwissenheit über Deine nächsten Verwandten gelassen hat. Wo sind Deine Sachen? Du bleibst doch eine Zeitlang bei uns.“

Die unverstellte Herzlichkeit im Wesen seiner Verwandten überzeugte Frank, daß er aufrichtig willkommen sei, und veranlaßte ihn, es ruhig geschehen zu lassen, daß sein Onkel einen Knecht nach dem Wirthshaus sandte, um sein dort zurückgelassenes Gepäck abzuholen. Nachdem diese Angelegenheit ins Reine gebracht, wandte Mrs. Miller ihre ganze Aufmerksamkeit wieder dem Frühstück zu.

„Das ist so einer von Deinen Streichen, Jabez,“ sagte sie leise zu ihrem Gatten, „nicht ein Wort zu sagen, ich hätte doch das Porzellangeschirr aufsetzen können.“

„Porzellan oder nicht,“ entgegnete der ehrliche Pächter, „wer macht sich denn daraus etwas. Du kommst an einem traurigen Tage,“ sagte er dann zu seinem Neffen, „unser Gutsheer ist todt.“

„Ich weiß es.“

„Sein Neffe, Horace Lindsay, erbt die Güter und wird Herr von Trevor Manor,“ erzählte Jabez weiter.

„Eine hübsche Erbschaft,“ versetzte der junge Mann; „sage, Onkel, hast Du einen gerichtlichen Pachtcontract?“

„Nein.“

„Das thut mir leid.“

„Lord Wharton setzte nie einen solchen auf,“ erläuterte Jabez, „er fürchtete, die Pächter hielten sich dann für sicher und stimmten auch bei den Parlamentswahlen nicht wie er wollte. Was ängstigt Dich aber dabei, die Pacht ist immer richtig bezahlt worden.“

„Mr. Lindsay soll tief verschuldet sein.“

„Wie so, weißt Du das?“

„Das ist ein Geheimniß,“ erwiderte der junge Mann lachend, „Du mußt wissen, Onkel, ich bin ein angehender Rechtsgelehrter, ich arbeite im Hause Gripe und Holdfast.“

„Gripe und Holdfast,“ wiederholte der ehrliche Pächter etwas gebohrt, „das sind wol Advocaten? Na Frau, mache nur nicht ein gar zu klägliches Gesicht, es ist seines Vaters Schuld, der arme Puschke kann gewiß nichts dafür.“

„Wofür, Onkel?“

„Für die Schande, mein Sohn, für die Schande. Ich denke nichts Schlechtes von Dir, wenn Du auch zehnmal ein Advocat bist.“

Die Zuversicht, mit welcher die Erklärung abgegeben wurde, und die daran geknüpfte Versicherung würde an jedem andern Orte den jungen Mann unzweifelhaft zu einem Ausbruche der Heiterkeit veranlassen haben. Seinen braven Verwandten gegenüber unterdrückte er die Versuchung dazu und bemühte sich, ihnen zu beweisen, daß der von ihm erwählte Stand so ehrenvoll wie jedes andere bürgerliche Gewerbe sei.

„Es kann sein,“ sagte Jabez Miller, „es kann sein, wir einfachen Landleute verstehen ja dergleichen nicht. Alles, was ich weiß, ist, daß mein Großvater immer erzählte, es sei einmal in London ein Advocat gehängt worden, und für was Gutes ist das doch sicher nicht geschehen. Na, es wird schon alles recht sein, und Advocat oder nicht, meine Frau und ich freuen sich herzlich, Dich hier zu haben.“

In diesem Augenblick kam ein rothwangiger kleiner Knabe hereingelaufen und bat seine Mutter um einen Krug Milch.

„Was willst Du denn mit Milch, Junge?“ fragte die Mrs. Miller.

„Es ist eine arme Frau mit einem kleinen Kinde im Kuhstall,“ erwiderte der Knabe, „Sie ist schon die ganze Nacht dort gewesen, Holly sah sie zuerst. Sie sieht ganz weiß aus, gräbe wie Nelly, als sie starb.“

Die Erwähnung dieses einzigen großen Schmerzes, der sie betroffen, entlockte der guten Frau einen Thränenstrom, und der Pächter, dessen Herz nicht minder weich war, hätte gern mit geweint, wenn er sich nicht vor Frank geschämt hätte. Dieser überhob ihn jedoch der Berlegenheit, indem er vom Tische aufstand, um zu sehen, wie es sich mit der armen Frau im Kuhstall verhalte.

Der Anblick, welcher sich ihm daselbst bot, wäre wol geeignet gewesen, ein härteres Herz, als Frank besaß, zu rühren. An der Thür des Kuhstalles stand Mary, die älteste Tochter seiner Tante, und reichte den ihr vom Bruder überbrachten Krug Milch einer darin knieenden Frau von kaum zwanzig Jahren, in deren abgegrähten Zügen Spuren großer Schönheit unverkennbar waren. Neben ihr auf einem Stück Sack und etwas Stroh lag ein kleines erst wenige Wochen altes Kind.

„D, seien Sie nicht böse,“ bat das arme Geschöpf, Frank erblickend mit bebender Stimme, „ich konnte kein anderes Obdach für mein Kind finden, und die Nacht war bitter kalt; aber ich will jetzt gleich gehen.“ Sie wollte aufstehen, die Füße versagten ihr jedoch den Dienst.

„Bleiben Sie,“ sagte beruhigend der junge Mann, „meine Verwandten, die diesen Meierhof bewohnen, sind gute, gastfreundliche Leute.“

„Ich danke Ihnen, mein Herr,“ stammelte das arme Weib in Thränen ansprechend, „ich werde für Niemand lange eine Last sein, ich fühle den Tod im Herzen und fürchte ihn nicht meinetwegen, aber um mein Kind; für mich wird er eine Erlösung sein.“

„Wo kommen Sie her?“

„Von London, lieber Herr, und zu Fuß.“

„Gott erbarme sich,“ rief Frank, tief bewegt. „Ich bin nicht reich, aber wenigstens kann ich Sie für den nächsten Augenblick mit dem Nothwendigsten versehen.“

„Nein, das sollst Du nicht!“ rief eine Stimme hinter ihm, er drehte sich um und erblickte seine Tante.

„Du bist nicht nach unserm Hause gekommen, um das zu thun, was uns obliegt, und wozu uns Gott die Mittel verliehen hat,“ fuhr die brave Frau fort. „Mary, rufe Rebecca und Bessy und sage ihnen, sie sollen eine warme Decke für das Kind bringen; das arme kleine Herz, wie kalt es ist.“

„Der Gott der Wittwen und Vaterlosen wird Sie für Ihre Barmherzigkeit belohnen,“ schluchzte die jugendliche Mutter.

Die beiden Mägde kamen eilenden Schritts nach dem Kuhstall, und nach wenigen Augenblicken waren die Anordnungen der mildthätigen Frau ausgeführt. Die arme Kranke mit ihrem Kinde wurde ins Haus gebracht, in ein gutes Bett in der Mägdestube gelegt, und ihr wie ihrem Kinde warme Milch zu trinken gereicht.

„Der arme kleine Wurm, wie er trinkt!“ rief Mrs. Miller.

„Ja, ja, es trinkt!“ bekräftigten die Kinder.

Die arme Mutter konnte ihre Dankbarkeit nur durch Thränen ausdrücken, und Jabez Miller, der dabei stand, leistete ihr Gesellschaft. Unfähig seine Gefühle zu unterdrücken, schluchzte er wie ein Knabe.

„Ich glaube Frau, das hat geholfen, die Röthe kehrt auf ihre Wangen zurück,“ sagte er endlich zu seiner Frau. „Es ist eine heftige Röthe,“ flüsterte ihm sein Neffe zu. „Was für eine?“

Frank erklärte dem braven Pächter seine Ansicht über den Gesundheitszustand der Armen in etwas weniger technischen Ausdrücken. Ein heftiger Hustenanfall, begleitet von starkem Blutverlust, zeigte in diesem Augenblicke, daß er nur zu richtig geurtheilt, und daß die böse Krankheit schon in ein sehr bedenkliches Stadium getreten sei.

„Schicke den Doctor her, wenn Du nach dem Schlosse fährst,“ flüsterte Mrs. Miller ihrem Manne zu, „ich fürchte zwar, es wird nicht viel mehr helfen, aber wir müssen doch unsere Pflicht thun.“

„Recht so Frau, ganz recht,“ sagte der Pächter beifällig, „ich gehe jetzt gleich.“

In weniger als einer Stunde befanden sich Jabez Miller und Frank, der gebeten hatte, ihn begleiten zu dürfen, von zwei raschen Pferden gezogen, in Trevor Manor, wo sich zu einer festgesetzten Stunde alle Pächter und Landleute aus der Umgegend versammelten, um ihren verstorbenen Guts-herrn auf dem Paradebett liegen zu sehen.

Eine jahrelange Freundschaft verband Jabez mit Brandt, der ihn denn auch unmittelbar nach seiner Ankunft in Empfang nahm und zuvörderst in seine eigene Wohnung führte. Der Pächter hatte seines Neffen Bemerkung hinsichtlich des Pachtcontracts nicht vergessen und wiederholte dieselbe gegen den Hausmeister, sobald er ihm den jungen Mann vorgestellt hatte.

Brandt lächelte. „Denkst Du wirklich, ich habe etwas zu fürchten?“ fragte Jabez weiter, „es wäre wahrhaftig ein böser Handel, wenn ich das Gut räumen müßte, nachdem ich so viel Geld hineingesteckt. Du weißt ja selbst, der Herr machte keinen Contract.“

„Das ist wahr, aber sein Wort, vorausgesetzt seine Pächter stimmten zu seiner Zufriedenheit und tasteten seinen Willstand nicht an, war so fest und bindend wie jedes geschriebene Document.“

„Ja, so lange er lebte,“ bemerkte Frank, „mit seinem Erben ist aber eine andere Sache. Man weiß in London sehr wohl, daß Mr. Horace Lindsay enorme Schulden hat und genöthigt war, außer Landes zu gehen, um dem Schuldengefängniß zu entfliehen.“

„Mein Gott,“ rief im höchsten Erbittern der ehrliche Pächter, „wer hätte das gedacht. Nun, es ist genug da, sie zu bezahlen.“

„Ich hoffe es,“ entgegnete der junge Mann nachdrücklich. „Ich glaube nicht, daß Du Dich zu beunruhigen brauchst, Jabez,“ nahm Brandt wieder das Wort, „wenn meines verstorbenen Herrn Testament selbst erscheinen mag, so ist es doch seinen Leuten und Pächtern gegenüber nicht ungerecht. Bei allen seinen Fehlern war er kein ungütiger Guts-herr.“

„Nein, das war er nicht,“ bestätigte Jabez.

Die Unterhaltung wurde hier unterbrochen durch das Läuten der Fremdenlocke und das Aufahren eines Wagens vor dem Schloßportal.

„Da kommt wol der junge Herr?“

Frank griff in die Brusttasche und blätterte in einigen dort verborgenen Papieren.

„Was machst Du da?“ fragte der Pächter, erhielt aber nur die ausweichende Antwort: „Nichts, nichts, Dufel.“

Alle drei gingen hinunter, zu sehen, wen der Wagen gebracht habe.

Horace Lindsay war noch nicht angekommen, sondern seine Mutter Lady Sarah Lindsay, die Schwester des verstorbenen Carl. Seit dem Tage ihrer Verheirathung hatte sie das Hans ihres Bruders nicht mehr betreten, wie verändert war sie jetzt, wo Lord Wharton's Tod sie wieder dahin rief! Der Rang, auf den sie einst so stolz gewesen, war ihr eine Bürde, denn die Armut drückte ihm den Stempel der Lächerlichkeit auf. Im Gefühl ihrer demüthigen Stellung reichte sie nicht nur dem von dieser Herablassung offenbar sehr wenig gerührten Josiah Monkton freundschaftlich die Hand, sondern tauschte eine gleiche Höflichkeit auch mit dem Advocaten Hackett aus. Das würdige Paar hatte sich stillschweigend wieder eingefunden, und Oberst Howard ignorirte seine Anwesenheit.

„Ist mein Sohn schon angekommen?“ fragte sie lebhaft.

„Noch nicht, Lady Sarah.“

„Ich habe die lebhafteste Sehnsucht, ihn und seine liebenswürdige Frau zu sehen. Das Glück meiner Kinder verjüngt mich; hätte ich ihm eine Frau ausgesucht, meine

Wahl würde auf keine andere, als auf Laura gefallen sein.“

„Sie erräth, daß ihr Bruder sie in seinem Testamente nicht erwähnt hat,“ dachte der Rector, laut sagte er: „Wollen Sie Gnaden sich nicht in Ihre Zimmer verfügen?“

„Bringen Sie mich unter, wo es Ihnen gut scheint, bitte, lassen Sie sich durch mich nicht im Geringsten stören.“

„Arme Frau,“ sagte der Pächter Jabez, als sie gefolgt von einer alten, sanftsehenden Kammerfrau, der einzigen Dienerin, die zu halten sie sich erlauben konnte, an ihm vorüber schritt, „sie ist sehr verändert, der Herr hat sie schlecht behandelt.“

„Nicht schlechter, als sie verdient,“ erwiderte Brandt. „Wahrhaftig,“ rief der Pächter, „hätte ich das nicht mit meinen eigenen Ohren gehört, so glaubte ich nicht, daß Du es bist, der diese Worte gesprochen, was macht Dich so hart?“

sich Monkton, die Tochter in seine Arme schließend, die in des väterliche Liebkosung sehr kalt erwiderte.

„Horace, lieber Horace,“ sagte Lady Sarah, indem sie sich dem Sohne in jener halb zögernden, halb sichern Haltung näherte, welche unwillkürlich hervorgerufen wird von dem Zweifel, ob man willkommen sei.

„Was in des Himmels Namen, bringt Dich hierher, Mutter?“ fragte der Erbe mit Blicken, die noch unfreundlicher waren, als seine Worte, „Du hättest warten sollen, bis ich Dir geschrieben.“

„Ich dachte — hoffte,“ stammelte die Dame, mühsam ihre Thränen zurückdrängend, „Du würdest erfreut sein, mich hier zu sehen.“

„Nun, das bin ich auch,“ erwiderte der junge Mann erröthend, „Laura, meine Mutter, Lady Sarah Lindsay.“

Die junge Frau nahm diese Vorstellung noch weit weniger fälter auf, als vorher die Liebkosungen ihres Vaters. Lady

Sarah dagegen, der ihre Armut nicht gestattete, die in ihrem Herzen lebenden wahren Gefühle zu zeigen, küßte zärtlich die hochmüthige Schwiegertochter und erkundigte sich angelegentlich, wie ihr die Reise bekommen sei.

„Ganz gut, ich habe jetzt zu viel mit unserer Einrichtung in Trevor Manor zu thun, als daß ich daran denken dürfte, krank zu werden. Wo ist die Haushälterin?“ fügte sie schnell abbrechend hinzu, „dem Niemand da, mich zu empfangen?“

Mrs. Vertram trat schnell hervor und präsentirte sich mit tiefen Knien als die befohlene Personlichkeit.

„Welche Zimmer haben Sie für mich in Bereitschaft gesetzt?“ fragte ihre neue Gebieterin.

„Die im nördlichen Flügel belegenen Appartements, Madame.“

„Der nördliche Flügel!“ wiederholte Laura in unzufriedenem Tone.

„Sie haben die Aussicht auf die große Allee und ich dachte —“

„Sie dachten,“ unterbrach sie Mrs. Lindsay, „erlauben Sie mir für mich allein zu denken; ich kann nicht auf der Nordseite wohnen, ich werde krank davon, richten Sie sofort den südlichen Flügel für mich ein.“

Die Haushälterin berichtete, Lady Sarah bewohne bereits die Gemächer des südlichen Flügels; Mrs. Lindsay suchte die Schultern und murmelte einige unverständliche Worte.

„Lassen Sie mich in andere Zimmer bringen,“ rief Lady Sarah, „mir ist es ja vollständig gleich, wo ich wohne, am meisten brauchen Sie keine Rücksicht zu nehmen, liebe Tochter.“

„Du siehst nun, Mutter, welche Verlegenheiten uns Dein Kommen bereitet hat,“ sagte der Sohn vorwurfsvoll.

„Ihre Mutter, Mr. Lindsay, kam auf meine spezielle Einladung nach Trevor Manor,“ erklärte Oberst Howard: „als alleiniger Testamentsvollstrecker Ihres verstorbenen Onkels hielt ich es für meine Pflicht, sie hierher zu beschicken.“

„Ob alleiniger Testamentsvollstrecker oder nicht, darauf kommt wenig an,“ bemerkte der Erbe, „ich halte Ihre Macht mit dem Augenblicke meiner Ankunft für erloschen, da ich weder minderjährig noch dispositionsunfähig bin. Eröffnen wir das Testament.“

Hackett flüsterte ihm die von Lord Wharton getroffene Bestimmung zu, zufolge welcher das Testament erst nach dem Begräbniß eröffnet werden dürfe, und inzwischen die ganze

Haushaltung unter den Befehl des Obersten Howard gestellt sei.

„So muß ich mich also für zwei Tage als Oberst Howard's Gast betrachten,“ sagte Lindsay, sich hochmüthig verbeugend. „Komm Laura, laß Dich zu Deinen Zimmern im nördlichen Flügel führen, Gäste müssen mit den Räumlichkeiten nehmen, die ihnen der Wirth anweist.“

Lady Sarah bestand jedoch darauf, mit ihrer geliebten Schwiegertochter die Zimmer zu tauschen, und Laura nahm dies als eine ihr gebührende Huldigung ohne weitere Dankesäußerungen an.

„Ich hätte nicht getrauscht, nicht einmal mit einer würdigen Dame, geschweige mit der Tochter des Rectors Josiah Monkton,“ sagte Meg, Lady Sarah's alte Kammerfrau, indem sie ärgerlich die Sachen ihrer Herrin wieder zusammenpackte. Die treue Dienerin, welche ihrer Dame gefolgt war durch gute, wie durch böse Tage, die sich der Zeit erinnerte, wo ihr Wille als Gesetz in Trevor Manor galt, konnte nicht begreifen, warum sie, deren Sohn ja jetzt Herr des Schlosses geworden, ihre Zimmer einer Andern abtreten sollte.



Unter wilden Blumen.

„Mitleid mit den Lebenden und mit den Todten,“ erwiderte der alte Mann traurig, „die von ihrer Schwäche gelitten. Sie hatte nie den Muth, sich der Tyrannei des Carl zu widersetzen.“

Als Lady Sarah durch die schwarzangeflagene Halle schritt, warf sie nach dem in der Mitte derselben sich erhebenden, mit Wappen und Grafenkrone geschmückten Sarg einen Blick, in dem sich die Leiden und Demüthigungen vieler Jahre concentrirten, der zu sagen schien: „Ich bin hier, und Du kannst mich nicht mehr verjagen.“

Fünfundzwanztes Kapitel.

Am folgenden Tage um die Mittagszeit kam endlich Horace Lindsay mit seiner jungen Frau in Trevor Manor an. Ein Lächeln befriedigten Stolzes erhellte die schönen, aber nicht sehr ausdrucksvollen Züge der jungen Dame, als sie am Arme ihres Gatten die lange Reihe der die neue Herrschaft ehrfurchtsvoll begrüßenden Diener durchschritt.

„Laura, mein geliebtes Kind,“ rief der ehrwürdige Jo-

„Laß es gut sein, Meg,“ beschwichtigte sie Lady Sarah, „ich frage nichts danach.“

„Sie fragen wol danach und empfinden es sehr bitter,“ entgegnete das anhängliche Geschöpf. „Es ist weit gekommen, wenn die Schwester und Tochter eines Carl einem solchen Fräulein von Hab nichts weichen muß.“

„O, wenn mein unnatürlicher, unversöhnlicher Bruder mir ein Erbtheil hinterlassen hätte, das mir nothdürftig hinreichte, meinen Rang in der Gesellschaft anrecht zu erhalten, mich unabhängig von meinem undankbaren Sohne zu machen, ich würde ihr mit gleicher Münze zahlen,“ dachte Lady Sarah. Dann fügte sie laut sprechend hinzu: „Sie muß mich doch bitten, sie bei Hofe vorzustellen.“

„Sie sollen sie vorstellen, Sie, die Königin Charlotte selbst aus der Taufe gehoben!“ rief Meg, „man könnte rasend werden. Nun ein Trost ist wenigstens bei der Geschichte, Lord Wharton ist bestraft für seinen Stolz; ich wünschte nur, er sähe die Gemahlin, die sein Erbe gewählt hat.“

„Sei still, Meg, man könnte uns belauschen; ich muß jetzt meine liebe Schwiegertochter schonen — wenn ich es einmal nicht mehr brauchte, solltest Du nach Herzenslust sprechen.“

„Sie sollte etwas zu hören bekommen,“ sagte Meg, den Koffer mit lautem Geräusch schließend. „So, jetzt kann Josiah Monkton's Tochter von den Zimmern Besitz nehmen.“

Eine Stunde später war Mrs. Lindsay in den Gemächern eingerichtet, die in der That weit weniger komfortabel waren, als die von der Haushälterin für sie gewählten, und auf deren Besitz sie auch nur bestanden hatte, um ihr Uebergewicht zu zeigen.

Zwei Tage nach der Ankunft des Erben fand das Begräbniß des verstorbenen Lord Wharton statt. Zu den bereits im Schlosse befindlichen Gliedern der Familie gesellte sich am Morgen des für die Beisetzung bestimmten Tages auch Sir Harry Ashleigh. Als Nefse des dahingeshiedenen Peer hielt er es für seine Pflicht, ihm die letzten Beweise seiner Ehrfurcht zu geben, ohne daß ihn dabei noch der leiseste Hintergedanke leitete, sein Onkel könne auch ihm einen Theil seines ungeheuren Reichthums vermacht haben.

Mit sehr verschiedenartigen Gefühlen versammelten sich die Angehörigen des Lord Wharton in der Bibliothek, um der Eröffnung des Testaments beizuwohnen. Der muthmaßliche Erbe und seine Frau voll Erwartung und Stolz, Lady Sarah mit hoffnungsloser Gleichgültigkeit, die so weit ging, daß sie ohne Oberst Howard's ausdrückliche Aufforderung gar nicht bei dem Acte erschienen wäre, und selbst als der Testamentsvollstrecker auf ihrer Gegenwart bestand, ihren Sohn fragte, ob ihm dieselbe auch nicht unangenehm sei.

„O mein,“ entgegnete der herzlose Bursche nachlässig, „da Sir Harry Ashleigh eingeladen ist, beim Vorlesen des Testaments gegenwärtig zu sein, so kannst auch Du nicht ausgeschlossen werden, er war ja Dein Bruder.“

„Ja, er war mein Bruder, aber ein höchst ungütiger Bruder, doch ich verzeihe ihm, da er so viel für Dich gethan,“ seufzte Lady Sarah.

„Welche Selbstverleugnung!“ spottete ihre Schwiegertochter.

Mit fester Stimme begann Oberst Howard das Testament zu lesen. Nach den gewöhnlichen Einleitungsworten vernahmen die Anwesenden zuerst folgenden Paragraphen: „Im Bewußtsein, meine Schwester Lady Sarah Lindsay während vieler Jahre mit höchst unbrüderlicher Härte behandelt zu haben, erbitte ich ihre Verzeihung.“



Kloster in Orizaba in Mexico.
An der Straße von Vera-Cruz nach Puebla.

„Was ist das?“ flüsterte der Advocat, „das habe ich nicht geschrieben.“

„Das hat ihm der Oberst noch abgelockt,“ entgegnete der Rector.

„Als Pfand meiner völligen Ausföhnung,“ fuhr der Vorleser fort, „vermache ich ihr mein Haus in London mit allen darin befindlichen Meubeln, Geräthschaften, Silbergeschirr und Gemälden und für die Dauer ihres Lebens eine Summe von jährlich fünftausend Pfund.“

„Gott gebe ihm eine fröhliche Auferstehung,“ schluchzte Lady Sarah, „er hat endlich wie ein Bruder gegen mich gehandelt. Ich habe viel gelitten, aber ich verzeihe ihm von Herzen.“

Mrs. Lindsay machte sich Vorwürfe, die Mutter ihres Gatten doch nicht rückhaltvoller behandelt zu haben, Lady Sarah dagegen begann, sobald sie ihre Selbstbeherrschung wieder gewonnen, ihre Schwiegertochter mit sehr kalten, kritischen Blicken zu mustern.

„Weiter, weiter,“ drängte Horace Lindsay, „die Güter.“ „Ich komme jetzt dazu,“ sagte Oberst Howard ernst und las weiter:

„Mein übriges Vermögen, sowol die liegenden Gründe als auch die baaren Gelder, vermache ich meinem Onkel oder dessen Nachkommen, wenn solche vorhanden sind, und bestelle, bis die Erben aufgefunden, den Oberst Howard und meinen Nefsen Sir Harry Ashleigh zu Verwaltern.“

Das Testament erzählte nun, wie Lord Wharton, erbittert über die geheime Heirath seiner einzigen Tochter, der

verstorbenen Lady Lucy Wharton, mit Walter Chester, Arzt bei der Flotte Seiner Majestät, auch den Sohn derselben für todt ausgegeben und den Todtenbeschauner durch Bestechung gewonnen habe, die Hand zu diesem Betrüge zu bieten. Grump, sein vertrauter Kammerdiener, sei der Einzige, der wisse, wessen Obhut das Kind anvertraut worden sei.

Einen Augenblick blieb die ganze Versammlung wie gelähmt vor Staunen und Schrecken.

„Das ist ein Betrug!“ rief endlich der Rector.

„Man hat die letzten, schon vom Tode unmaachteten Augenblicke meines verstorbenen Klienten gemißbraucht, um ein anderes Testament unterzuschoben, als das von mir verfaßt,“ sagte der Rechtsgelehrte.

„Beweisen Sie das,“ entgegnete Oberst Howard ruhig, „der ganze Haushalt war zugegen, als Lord Wharton das Testament unterzeichnete, Sie selbst legten Zeugniß für seine Dispositionsfähigkeit ab.“

„Ich stoße das Testament um,“ rief Horace Lindsay, „als gesetzlicher Erbe müßte mein

Name wenigstens erwähnt sein.“

„Verzeihen Sie, Vetter,“ sagte Sir Harry Ashleigh, das bisher beobachtete Stillschweigen brechend, „wenn ich Sie auf einen Irrthum aufmerksam mache. Der gesetzliche Erbe der Güter des verstorbenen Lord Wharton bin ich, als Sohn der älteren Schwester.“

„So wollen wir die Klage gemeinschaftlich anhängig machen.“

„Nein,“ entgegnete der Baronet. „Mein Onkel hat mir eine heilige Verpflichtung auferlegt — ich soll das von ihm begangene Unrecht sühnen, fern sei es von mir, mich seines Vertrauens unwerth zu zeigen.“

„So bin ich zu Grunde gerichtet, ein Bettler!“ rief Horace Lindsay.

„Nicht ganz,“ entgegnete Oberst Howard, „es findet sich hier noch folgender, Sie betreffender Paragraph:“

„Meinem Nefsen, Horace Lindsay, den ich mit der Absicht, ihn zu meinem Erben zu machen, erzog, bestimme ich jährlich die Summe von dreihundert Pfund, unter der Bedingung, daß er seinen Wohnsitz außerhalb Englands nehme. Im Fall er diese Vorschrift nicht befolgt, oder das Testament angreift, ist mein Testamentsvollstrecker ermächtigt, die ihm ausgesetzte Jahresrente zurückzuhalten.“

„Ich sehe mich zu dieser Bestimmung veranlaßt durch die Entdeckung, daß er sich durch eine heimliche Heirath mit der Tochter meines Kaplans entehrt hat, und daß er tief verschuldet, ein Spieler und Verschwender, mit einem Worte unwürdig ist, mit der Verwaltung eines großen Vermögens betraut zu werden.“

Bei Anhörung dieses Paragraphen fiel die vor Kurzem noch so siegesgewisse Mrs. Lindsay ohnmächtig in die Arme ihres Vaters, der sie mit Hilfe des herbeigerufenen Kammermädchens in ihr Zimmer trug.

„Ich ermächtige meinen Testamentsvollstrecker und geschäftigen Freund, den Oberst Richard Howard,“ lautete das Testament weiter, „von meinem Vermögen die Summe von hunderttausend Pfund zurückzubehalten, und es für die“



jenigen meiner Angehörigen, Diener oder sonstigen Personen zu verwenden, die einen Anspruch an mich zu machen berechtigt sind, und für die ich nicht hinlänglich gesorgt habe. Ich will und erkläre ferner, daß der vorbenannte Oberst Howard weder von meinem Erben, noch von dessen Bevollmächtigten über die Verwendung dieser Summe befragt oder zur Rechenschaft gezogen werden darf."

"Das macht die Summe zu einem Legat," sagte Hackett. "Nein," entgegnete der Oberst sehr ernst, "zu einem anvertrauten Pfunde."

"Mit dem sich sehr vorthellhaft wuchern läßt," bemerkte spöttisch der inzwischen wieder herbeigekommene Rector. "Gewiß würde das geschehen, wenn es in unehrenhafte Hände gerathen wäre," antwortete der Oberst ruhig, "und diese Befürchtung hat wahrscheinlich auch meinen Freund bestimmt, mich zum alleinigen Testamentsvollstrecker zu ernennen."

Der ehrwürdige Josiah Monkton fühlte den Stich und erröthete bis zu den Schläfen. "Meine Gegenwart ist hier wol nicht mehr nothwendig," sagte Lady Sarah, indem sie sich erhob, "ich möchte nicht gern Zeugin peinlicher Erörterungen sein. Empfangen Sie meinen innigsten Dank, Oberst Howard, denn nur Ihrem Einfluß auf meinen Bruder habe ich es zuzuschreiben, daß er mich so reichlich bedacht."

Die Dame verließ das Zimmer, dessen Thür der ehrwürdige Josiah Monkton und der Advocat Hackett für sie zu öffnen sich beeilten, und sich tief verneigten, als sie hindurchschritt. Lady Sarah nickte einen sehr gnädigen Gengruß.

"Was wir sonst noch geschäftlich zu verhandeln haben, geschieht wol am besten durch unsere Sachwalter," sagte Oberst Howard zu dem getäuschten Erben, "Mr. Hackett hat die Adresse meines Rechtsbeistands in London."

"Wie es Ihnen beliebt, mein Herr," entgegnete Lindsay, mit Mühe seine Fassung behauptend. "Hätten Sie jedoch irgend ein persönliches Anliegen an mich, kann ich Ihnen mit meinem Rathe nützlich sein, oder Ihnen sonst irgend welchen Beistand leisten, so schreiben Sie mir."

Horace Lindsay verließ das Zimmer, ohne für dieses freundliche Anerbieten zu danken; er trante sich nicht mehr die Kraft zu sprechen zu.

Der Advocat Hackett sah ihn pfeifend und kopfschüttelnd nach, Josiah Monkton ging, seine Tochter aufzusuchen.

"Durch Dich bin ich an den Bettelstab gebracht," rief Horace Lindsay, als er in das Zimmer seiner Gattin trat, "hätte ich Dich niemals gesehen!"

"D Horace, Horace!"

"Ich habe ein fürstliches Vermögen verloren."

"Durch Deine Verschwendung, Deine Spielschulden," entgegnete seine Frau.

"Leidenschaft und Vorwürfe ändern an der Sache nichts," ermahnte der Rector.

"Man wird mich verhaften," tobte Lindsay, "und Du, Laura, Du hast durch Deine thörichte Eitelkeit noch die einzige Person, die mir vielleicht helfen könnte und wollte, beleidigt — meine schwache, aber gutherzige Mutter."

"Ich will zu ihr gehen," rief die plötzlich sehr demüthig gewordene Mrs. Lindsay, "sie um Verzeihung bitten, ihr unsere trostlose Lage darstellen. Um Deinetwillen wird sie mir vergeben."

"Du kennst sie nicht," entgegnete ihr Gatte düster, "sie ist eine Wharton."

"Ich will es wenigstens versuchen," sagte Laura, und verließ das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Unter wilden Blumen.

(Hierzu das Bild Seite 228.)

Ihr saht den düstern Mann aufstehen von dem Rasen- abhang, wo er sich gelagert und einen großen Busch Blumen und Gras aus der Erde gerissen. Ihr saht dann, wie er weiterhin, wo die Schlucht sich der Wiese zuneigt, den Blumenstrauch auf die Erde warf; ihr hörte noch, wie er ein wild trauriges Lied vor sich hinsang, und wäret ihr größer und schon mehr belesen, so hätten euch bei dem Mann mit seinem Strauß Freiligrath's Verse einfallen müssen —

Es ist ein Strauß, wie er das Haus
Des Landmanns könnte schmücken!
Cyaneen nur und Mohr der Flur,
Und was man sonst mag pflücken.
Eine Winde grün, eine Neb' im Blühen,
Eine Kleeblum' aus den Gründen.
Schlechtwiliges Zeug, dem Wilden gleich,
Der ausging, es zu finden.

Sein Auge sprüht, seine Wange glüht,
Seine Hände ballt er zitternd;
Sein Blut es kocht, und sein Herz es pocht,
Seine Stirne droht gewitternd.
Seine Brust ist schwer —: schlechtes Kraut und Er!
Verstoßen und verlassen!
Seine Blumen sich! willst du ihn und sie
Am Boden liegen lassen?"

Doch was wißt ihr von Freiligrath und seinem wunder- voll wilden Unkrautliede, ihr Kleinen! — Seid ihr doch froh, daß ihr mit der Sonne hinausdurstet aus dem Park, wo Papa und Mama schelten, wenn ihr viel Blumen pflückt, und der Gärtner nicht leiden mag, daß ihr auf dem schönen grünen Rasen spielt. Hier draußen habt ihr Freiheit, und der Mann mit den schwarzen Haaren kommt nicht wieder, so lange ihr hier seid; denn er ist nicht gern da, wo Menschen sind. Als er vor Jahren wochenlang auf eurem Schloß war und eure Eltern malte, wäret ihr zum Theil noch ganz klein, zum

Theil noch nicht geboren. — Laßt den tollern Maler seiner Wege gehen — er thut euch nichts zu Leide.

Wie herrlich ist es hier draußen! Durch die sanft bewegten Laubbarabesten am Dach der Bäume flukt der emporschauende Blick woungig unter in das stille Meer des warmen tiefblauen Sommerhimmels, die goldenen Funken der Sonne tanzen auf dem Rasen, der unter euren Tritten zu schwellen scheint, Blumen, von Menschenhand nicht gesäet, sprossen in bunter Fülle um euch her und ihr dürft sie pflücken. — Ihr plündert den wilden Rosenstock, unbekümmert, daß seine Dornen euch die kleinen Hände blutig rizen. Die Rosen sehen gar zu prachtvoll aus zu den weißen Sternblumen und den gelben Primeln — mit solchem Kranz im Haar dünkt man sich die Elfenkönigin selber, von welcher die Mama erzählt.

Herrlich ist es hier draußen, wo ihr den Schmetterlingen nachjagen dürft, unbekümmert, ob dabei ein Ast abbricht, und hundert Blumen niedergetreten werden! Die Blumen wachsen ja hier wild, und wilde Blumen darf man abpflücken und zertraten, sagt der Papa.

Nun so bleibt noch eine Weile hier in der Freiheit und seid wild mit den wilden Blumen. — Blumen und Kinder spielen so lieblich zusammen. Wenn die Sonne zu sinken beginnt, ruft ihr wol selbst ängstlich nach der Sonne und freut euch, wenn ihr den sorgfältig geharkten Kies in den Gängen des heimischen Parks unter euren Füßen knirschen hört, denn ihr seid keine wilden Blumen. Ihr seid bestimmt, auf wohl eingeehertem Platz, vor Sturm und Wetter geschützt, zu wachsen und zu blühen. — Nehmt die Kränze und Sträuße nur mit nach Hause, die ihr gewunden in der Sommernachmittagsstunde draußen in der blumigen Waldschlucht und überlaßt den Hügelabhang mit den wilden Blumen für die Nacht den Mondstrahlen, den Elfen oder großen abgehärteten Lenten, denen nicht bange wird, wenn der hohe weiße Fingerhut schaurig leuchtet, wenn es unter dem breiten Farrenkraut raschelt, als sollte der neckische Elf darunter hervorkommen, mit dessen Liedchen euch Mama oft des Abends ins Haus lockt, wenn ihr im Spielen draußen kein Ende finden könnt. Mama singt das Lied gar zu schön —



Alcuzingo in Mexico.

Am der Straße von Orizaba nach Puebla.

horcht — da tönt es schon wieder vom Balkon. — Gilt euch, hinzukommen. — Mama lockt mit dem Liede des Elfen —

*) Ueber Thäler und Höhen,
Durch Dornen und Steine,
Ueber Gräben und Zäune,
Durch Flammen und Seen
Wand' ich, schlüpf' ich überall,
Schneller als des Mondes Vall.
Ich dien' der Elfenkönigin
Und thau ihr Ring' ins Grüne hin.
Die Primeln sind ihr Hofgeleit.
Ihr seht den Fleck am goldenen Kleid,
Das sind Rubinen, Feengaben,
Wodurch sie süß mit Dürften laben.
Ihr Kinder, ziehet euch zurück!
Die Königin kommt im Augenblick.

Geht ins Haus, Kinder, betet und schlaft ein. — Was bei Mondschein die lustigen Elfen und wilde Menschenherzen den wilden Blumen zu erzählen haben, würdet ihr doch nicht verstehen, und es zu hören ist für euch gefährlich. Man sagt, die Kinder, die Elfen und Dämonen belauschen, müssen sterben.

[1846]

M. Harrer.

*) Schafpeare's „Sommernachtstraum.“

Ein Blick auf Mexico.

Die seit Jahren Mexico durchtobenden und zerfleischenden Kämpfe schweigen, die Republik ist zu Grunde gegangen durch Militaridespotismus und Anarchie, französische Waffen haben die Bürgerkriege bezwungen. Eine Monarchie ist aufgerichtet worden, die dem Lande geschlagenen Wunden zu heilen, die einander schroff gegenüberstehenden Nationalitäten zu vereinigen und unter dem Schutze einer Ruhe und Ordnung gewährenden Verfassung zu regieren. Erzherzog Ferdinand Maximilian, der Bruder des regierenden Kaisers von Oesterreich, hat die ihm von der Stimme des Volkes übertragene schwierige Aufgabe übernommen. Mit seiner Gemahlin Charlotte, einer Tochter des Vectors unter den Fürsten, des Königs der Belgier, empfangt er aus den Händen der mexicanischen Gesandten zu Miramare die Krone Mexico's; wenige Tage darauf vertraute sich das junge Kaiserpaar den Wogen des Meeres aus, die sie hütungen sollen in das Land, wo die noch weit wilderen Wogen einer Völkerverbrandung zu beschwören und in ihr richtiges Bett zu leiten sind.

Mit dem Wunsche, daß dem edlen Fürsten aus Habsburgs Stamme die Krone, welche er auf sein und seiner Gemahlin Haupt drückt, keine Dornenkrone werde, daß ihm das schwierige aber schöne Werk gelinge, das Land, dessen Urwohner schon auf einer Stufe der Gesittung standen, die zu den höchsten Hoffnungen berechtigte, der Bildung und Intelligenz wiederzugeben, fordern wir unsere Leserinnen auf, dem neuen Kaiserpaare im Geiste zu folgen. In einer kurzen Darstellung wollen wir ein Bild des überseeischen Reiches entrollen, für das die Natur so viel gethan, und das durch die Schuld der Menschen seinem Verderben entgegengeführt worden ist.

Das weite Ländergebiet, welches wir jetzt mit dem Namen Mexico bezeichnen, grenzt im Norden an die Vereinigten Staaten Nordamerikas und den Freistaat Texas, im Süden und Westen an den stillen Ocean, im Osten an den Meerbusen von Mexico. Von den Cordilleren durchzogen, durch mehre Flüsse und Seen bewässert, hat das mexicanische Reich vermöge dieser Lage das verschiedenste Klima und vereinigt alle Producte der alten und neuen Welt. Der größte Theil Mexico's ist eine Hochebene, die lieblichsten Gegenden wechseln mit den wüdesten und erhabensten. Der Küstenstrich ist eine ebene, vegetationslose Sandfläche, wo Seethiere, die das Meer fortwährend anwirft und die bei der großen Hitze sehr schnell verfaulen, furchtbare Miasmen ausströmen. Allmählig hebt sich der Boden, aber noch immer fehlt tropische Leppigkeit, bis man in der Gegend von Vera-Cruz auf Baranca's stößt. Es sind dies tiefe Schluchten, welche das Land von Osten nach Westen durchschneiden, und in deren Schatten, unterstützt von der feuchtwarmen Temperatur, die Pflanzenwelt sich in tropischer Leppigkeit entfaltet.

Die erste Stufe der Cordilleren betritt man bei Basco del Macho. Das Klima verliert nach und nach seinen böartigen Character, und die Landschaft gewinnt durch die sich erhebende Palme tropische Fülle und Schönheit. Zwischen Jalapa und Orizaba beginnt die zweite Gebirgsstufe. Hier sind die glücklichen Gegenden, wo weder Kälte, noch Hitze empfindlich ist, wo der Mensch ohne Furcht vor giftigen Krankheiten sich dem Genuße einer köstlichen Natur überlassen kann. Unter beständigem Grün und Blühen bringt

der ergiebige Boden neben allen europäischen Getreidearten Kaffee und Zucker, Reis und Mais hervor. Die herrlichsten Südfrüchte reifen, die Rebe schlingt sich um den Delbaum — mit einem Worte, das Pflanzenreich ist in seiner ganzen Fülle vorhanden und vermag doch nicht das Thierreich zu übertreffen, das in dieser, wie in allen andern Regionen Mexico's alle seine Schönheiten und seine Schrebnisse entfaltet. Der Reichtum an edlen Metallen, welcher einst schon die Habgier der Spanier reizte, ist in den Bergen Mexico's immer noch sehr groß, obgleich er sich gegen frühere Jahrhunderte bedeutend vermindert hat.

In dieser reich gesegneten zweiten Region, welche wir durch das diese Schilderung begleitende Bild des Klosters Orizaba zu veranschaulichen suchen, liegen daher auch die bedeutendsten Städte, größten Dörfer und vorzüglichsten Ansiedelungen des Landes. Bei Menzugo, das unsere zweite Abbildung darstellt, betritt man die dritte Gebirgsstufe der Cordilleren, wo der Anbau immer mehr verschwindet, die Landschaft mit jedem Schritte wilder und romantischer wird. Hier ist die sogenannte tierra fria der Indianer; hat man auch diese Gebirgskette überschritten, so gelangt man über rasch abfallenden Höhen zu Hochebenen, die sich bis zur zweiten Cordillereckenste ziehen.

Die Geschichte Mexico's reicht hinauf bis zu sehr frühen Zeiten und ergiebt, daß die Ureinwohner des Landes, obgleich verschiedener Abstammung, doch alle auf einer nicht unbedeutenden Höhe der Gesittung standen. Dieselbe übertrug sich auf die etwa um die Mitte des siebenten Jahrhunderts einwandernden Völkerstämme, welche die ursprünglichen Einwohner entweder unterwarfen oder sich mit ihnen vermischten. Auf eine besonders hohe Stufe der Cultur gelangten unter den nach und nach eindringenden und einander die Herrschaft entziehenden Völkern die Tolteken, von denen sie auf die Azteken überging, das Volk, welches die Spanier bei ihrer Besitzergreifung des Landes als das herrschende, die eigentlichen Mexicaner, antrafen.

Die Bewohner Mexico's theilten sich in Volk, Geistliche und Adel, welcher letztere wieder in mehre Classen zerfiel, die ihre besondern Abzeichen hatten. Alle besaßen einen größeren oder geringeren Theil am Ländergebiete und wurden beherrscht von einem Könige, der von vier den ersten Abelsgeschlechtern angehörenden Wahlherren, ganz wie der deutsche Kaiser von den Kurfürsten, gewählt ward, jedoch immer einer bestimmten Familie angehören mußte. Die Regierung der alten aztekischen Könige war jedoch weit entfernt, eine unumschränkte zu sein. Der Beherrscher Mexico's, dessen Einkünfte außer dem Ertrage seiner Länderien noch in dem Tribute der eroberten Provinzen und den ihm entrichteten Abgaben der Künstler und Handwerker bestanden, berieth sich in allen wichtigen Angelegenheiten mit drei ihm zur Seite stehenden obersten Collegien. Die Justiz- und Polizeiverwaltung war wohlgeordnet, aber sehr streng, denn das Strafgesetzbuch erkannte für die meisten Verbrechen den Tod; Lügner wurden Ohren und Lippen abgehängt.

Was Künste, Wissenschaften und Gewerbe anbetrifft, so war den Mexicanern kein Zweig derselben ganz unbekannt, obgleich viele noch auf einer sehr niedrigen Stufe standen. Dies gilt namentlich von der Schauspielfunst, der Musik, die ein ohrenzerreißender Lärm durch Blasinstrumente war, und der noch in der Kindheit liegenden Malerei und Bildhauerkunst. Weit bedeutender waren dagegen die architektonischen Leistungen, wie viele noch vorhandene Ueberreste alter Bauwerke beweisen. Ebenso fertigten sie Mosaiken aus Federn und Muscheln, verstanden die Kunst Edelsteine zu schleifen und zu fassen, sie waren ferner nicht unbewandert in den Arzneiwissenschaften und der Astronomie, bauten das Land

Walse de Salon pour le Pianoforte.

Willy Tedesco, Op. 22

Con grazia.

mf p legato

poco rit. a tempo. con molto espressione.

poco ritenuto. p a tempo. sempre dolce. decresc.

Ped. rall. a tempo.

Quasi Coda.

cresc. elegante. poco rall. a tempo. p

8va leggiero.

8va loco.

cresc. f m. d. m. g. ff dim. pp p

a tempo. molto ritenuto. ppp leggiero. Fine.

(824)

vortrefflich an und trieben die verschiedenartigsten Handwerke. Die Kleidung bestand im Sommer aus einem vier-eckigen, mit Franzen besetzten Mantel aus Moesfasern oder Baumwolle, im Winter aus einem durch einen Gürtel gehaltenen Tuchrock von Kaninchenhaar. Zum Schmuck dienten Federn, sowie goldene mit Steinen besetzte Halsketten, Armspangen und Ringe, die durch Nase und Ohren gezogen wurden.

Die Erziehung der Kinder war bei den alten Mexicanern streng, der Unterricht sorgfältig, selbst für das weibliche Geschlecht. Die Ehen wurden nach der Bestimmung der Eltern und dem Rathe der Wahrsager geschlossen, und die Trauung fand unter vielen Ceremonien statt, von denen die eigentlich verbindende darin bestand, daß der Priester im Tempel den Schleier der Braut mit dem Mantel des Bräutigams verknüpfte. Ihre Todten verbrannten die Mexicaner und vergruben die Asche in Töpfen, in welche sie außerdem Kostbarkeiten legten, in die Erde; achtzig Tage nach dem Begräbniß brachte man noch Speisen auf das Grab. Bei den Leichenbegängnissen der Könige und Vornehmen wurden neben anderen Feierlichkeiten Menschenopfer verrichtet. Ueberhaupt findet man diese entsetzliche Art des Cultus nirgends häufiger, als bei den Azteken. Obgleich unter ihnen schon der Begriff eines unsichtbaren, unter keiner äußeren Gestalt zu verhehrenden Gottes herrschte, schlachtete doch der Fanatismus ihrer Priester Tausende von Menschen zu Ehren ihrer unter den prächtigsten Bildern aus Stein, Holz und Metall in Tempeln und Häusern aufgestellten Sonnen- und

Mondgötter. Besonders war es Witzliputzli, der Kriegsgott, dem Dekatomben dargebracht wurden. Außer diesen Menschenopfern, die zuweilen auch durch Opfer von Früchten, Blumen und Edelsteinen ersetzt wurden, bestand die Gottesverehrung noch in Gebet, Fasten, Kasteiungen und Musik.

So war der Zustand des Landes, das Ferdinand Cortez im Jahre 1519 ohne sonderlichen Widerstand für seinen Herrn, den Kaiser Karl den Fünften, in Besitz nahm, und damit eine neue, aber keineswegs glückliche Aera für dasselbe hervorrief. Wol gebührt Cortez das Verdienst, die Götzenbilder zertrümmert, die Menschenopfer abgeschafft zu haben, aber die Zerstörungsmuth der Spanier blieb dabei nicht stehen, und an die Stelle der durch religiösen Irrwahn verübten Grausamkeiten traten andere, nicht minder schreckliche und von den niedrigsten Leidenschaften hervorgerufene. Die alte prächtig gebaute Hauptstadt Tenochtitlan wurde zerstört — an ihrer Stelle erhebt sich das heutige Mexico — der König Montezuma, von Cortez in seinem Heere mit fortgeführt, starb in der Gefangenschaft, mehrere Glieder seiner Familie wurden unter nichtigen Vorwänden hingerichtet. Unerfättliche Habgier, hervorggerufen und genährt durch die vorgefundenen unermeßlichen Reichthümer, führte zu den schrankenlosesten Erpressungen; sich um jeden Preis bereichern hieß die Parole, welche ganze Schaaren von Abenteuvern nach dem neuentdeckten Lande trieb. Ein System der größten Willkür lastete auf den Eingeborenen und dehnte sich bald auch auf die entstehenden Mischlingsrassen, ja selbst auf die Creolen, die in Amerika geborenen Nachkommen der einge-

wanderten Europäer, aus. Die Regierung trante nur geborenen Spaniern, sandte nur solche zur Besetzung aller Stellen in das Land, und diese benutzten die ihnen verliehenen Aemter, um auf Kosten der unglücklichen Einwohner ihren Eigennutz zu befriedigen.

Dreihundert Jahre ertrug Mexico ein Joch, das seine reichen Hilfsquellen erschöpfte, es tief in Aberglauben und Unwissenheit stürzte. Erst als die durch Napoleon den Ersten in Europa bewirkten Umwälzungen auch in der neuen Welt fühlbar wurden, kam die lange in den Gemüthern vorbereitete Gährung zum Ausbruch. Zwar wandte sich der Aufbruch zuerst nur gegen den neugeschaffenen König Josef von Spanien, und schien gedämpft durch die Rückkehr der Bourbonen auf den spanischen Thron, jedoch nur für kurze Zeit. Das Feuer des Unwillens lohnte empör in neuen Empörungen, die endlich ein gänzliches Losreißen vom Mutterlande zur Folge hatten.

Mexico ward ein Kaiserthum unter der Herrschaft des Creolen Iturbide. Schon nach kurzer Zeit wurde dieser indes zur Abdankung gezwungen, und nun trat an die Stelle der Monarchie eine republikanische Verfassung, welche in ihrer jetzt beinahe vierzigjährigen Dauer dem Lande keinen Frieden und keine Segnungen gebracht hat und vermöge der Sachlage nicht bringen konnte.

Außer den Weißen und Negern leben im mexicanischen Reiche 125 verschiedene Indianerstämme und 22 Mischlingsrassen, alle, selbst der größte Theil der Weißen nicht ausgenommen, bei dem kläglichen Zustande, in welchem die Volks-

erziehung sich befindet, in der kräftigsten Unwissenheit befangen, dabei alle Völkbürger und stimmberchtig in der Republik. Man kann sich denken, daß ein auf diese Weise regiertes oder eigentlich nicht regiertes Land durch Maccanti-pathie zerstört werden, der furchtbarsten Anarchie verfallen mußte. Seit einem halben Jahrhundert ist es der Schauplatz unanfechtlicher Bürgerkriege gewesen, hat allein im Zeitraum der letzten fünfzehn Jahre achtzehnmal seinen Präsidenten gewechselt. An dem Abgrunde der Gefahr schwebend, gänzlich in die Nacht der Barbarei zu versinken, sieht das bedauernswerthe Land seine Rettung allein in der Monarchie, an deren Spitze ein vom Auslande gesandter Herrscher steht. Möge dem Kaiser Maximilian seine mühsvoll übernommene civilisatorische Aufgabe gelingen, er würde alsdann auf seinem in der alten Stadt Montezuma's errichteten Kaiserthron eine der glorreichsten Eroberungen vollbracht haben.

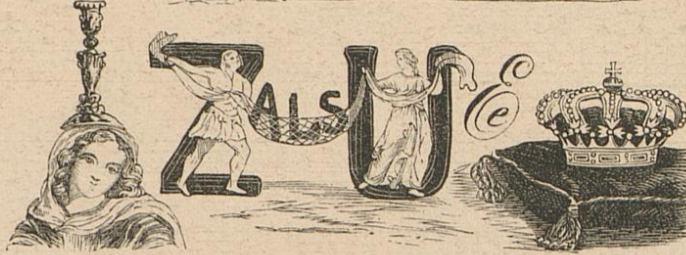
für eine der Königin von England gesandte Puppe in den über den königlichen Haushalt geführten Rechnungen eine Summe aufgeführt; 1486 erhielt eine Königin von Spanien, und 1571 eine Herzogin von Bayern ein ähnliches Geschenk.



Rebus.

Beschreibung des Modenbildes.

- Fig. 1. Robe von weißem Alpaca, am unteren Rand mit einem schmalen gestellten Volant aus penéte Taffet, darüber mit Soutache Arabesken derselben Farbe verziert. Schärpe von penéte Taffet mit langen flinken Franzen. Das Mantelteil, vom Stoff der Robe, ist hinten gepalten, mit Soutache Arabesken wie die des Rockes und an dem spitzen Capuchon mit penéte Seidenquasten versehen.
- Fig. 2. Anzug für kleine Mädchen von 2-3 Jahren. Kleid von weißem Manjoc. Der Rock zeigt eine breite, aus entree-deux zusammengesetzte Garnitur. Corset mit kleinen Jockey's. Gefaltetes Chemiset mit langen Aermeln. Breite schottische Schärpe.
- Fig. 3. Robe von grauem Taffet, mit Garnitur aus schwarzen Spitzen und Taffet von lebhaft abtöndender Farbe. Diese Garnitur zeigt sich auf dem Rock als lange, von der Taille ausgehende Batten, mit sacht ausgeschlitzten Enden, umgibt in Form eines zurückgeschlagenen Kragens den vorn eckigen, tiefen Halsausschnitt und bildet an den Aermeln weite, gepaltene Mousquetaire-Ausschläge, welche letztere, sowie die Taille vorn herunter, mit schmalen Sammetspannen und Knöpfen verziert sind. Chemiset aus weißer Leinwand.
- Fig. 4. Corsage habit (Frack) aus weißem Taffet, vorn durch Knöpfe geschlossen. Der mit der Taille im Zusammenhang geschlossene Schoos ist wie bei den Herrenfracks gepalten. Der anschließende Aermel ist mit einem langen, vorn und hinten spitz geschnittenen Jockey versehen. Die Garnitur besteht aus Schrägstreifen von carmoisirtem Taffet, mit schwarzen Spitzen überlegt. Rock aus schwarzem Taffet mit Besatz gleich dem des Fracks.
- Fig. 5. Robe von Taffet in couleur havane. Taille mit Schoos habit, garnirt mit schwarzer Guitpäre und Bassementerie. Zwei lange Seidenquasten markiren hinten den Abschluß der Taille.



Auflösung des Rebus Seite 216.

„Geld ist die beste Waare; es hat Sommer und Winter gleich viel Werth.“

Auflösung des Räthfels Seite 216.

„Streben. Sterben. Erben.“

Auflösung der vierstibigen Charade Seite 216.

„Bohrtätigkeit.“

Rösselsprung.

	sch	de	bist	Lichts	ein	Doch	mal	je	
	Kind,	des	Men-	nie,	manch-	de	Bruch	Su-	
Rech-	Vorn	En-	gut;	Wahr-	frag	Hier	in	wol	und
zu	Sut...	nen	sen	fei	Vor	Bringt	der	Rech-	dar
am	les	auf	ber	beit	Zel-	„Im	Be-	stimmt	Schaft
der	mit	al-	sch!	die	nir-	als	cher-	mer-	nung
läßt	- Schöpf	al-	du	thu	lei-	ber	gend	ent-	den
da-	von	Stau-	Phi-	Recht	weist	pel	dem	man-	Zu
ne!	sein	Nichts,	Laß	be	Heil-	dein	Acht,	sei;	Er-
Denk	Kommt	Ver-	gen-	so-	in	mit	dich	nimm	Dich
		zwei-	phie	Räth-	ver-	nach	Kräf-	man	als
		schein	lacht.	ver-	so-	lehrt	dumm	bei-	tig

Spielzeug in Frankreich.

Eine kürzlich in Frankreich erschienene Schrift giebt eine eingehende statistische Darlegung der alljährlich in diesem Lande für Spielzeug vorausgabten Summen und stellt zugleich eine historische Uebersicht der zu verschiedenen Perioden in Frankreich beliebt gewesenem Spielzeug auf. Wir entnehmen diesem Bericht einige Notizen, die uns abermals den Beweis liefern für die Wichtigkeit des Ausspruches: „Ein tiefer Sinn liegt oft im kind'schen Spiel,“ die uns in sehr eindringlicher Weise die Lehre predigen, das Spiel der Kinder sei immerdar das Spiegelbild der Sitten und Ansichten des Zeitalters.

Unter Heinrich dem Dritten, wo die Schrecken der Bartholomäusnacht noch in Frankreich nachzitterten, wo die Parteien mit der Hand am Schwert einander gegenüberstanden, waren Knallbüchsen und Schwerter die beliebtesten Spielzeuge der Jugend. Sie blieben es auch noch, als Heinrich der Vierte sich die ihm durch das Recht der Geburt zugefallene Herrschaft erkämpfen mußte, und erst nachdem ihm Paris die Thore geöffnet, und ein friedliches Regiment begann, wichen die kriegerischen Werkzeuge auch in der Hand der Kinder nach und nach den Federbällen und Kneifeln. Unter der Regierung Ludwigs des Vierzehnten und Fünfzehnten, wo der Hof tanzte, Feste feierte und Schauspiele veranstaltete, waren es besonders die tanzenden Figuren, welche das Entzücken der Kinder ausmachten, das um so höher stieg, in je stattlicherem, der herrschenden Mode entsprechenden Aufzuge diese Figuren sich producirten.

Die glänzende, Frankreich an den Abgrund des tiefsten Verderbens führende Zeit des achtzehnten Jahrhunderts nahte ihrem Ende, Ludwig der Sechzehnte und Marie Antoinette mußten büßen für das, was ihre Vorfahren gesündigt; die Bastille ward ein Opfer der Volkswuth, und wie die Damensteine der zerstörten Zwingburg als Brochen trugen, auf welchen mit Diamanten das Wort „Liberté“ eingelegt war, und die ein Vorberkranz von Smaragden umgab, so schenkte man jetzt den Kindern Modelle des berühmten Gefängnisses, die sie je nach ihrer Individualität nach dem Beispiele des alten Regime entweder mit unglücklichen Schlachttopfern bevölkerten oder dem Freiheitsdrange der Gegenwart buldig zerstörten.

Die Revolution blieb bald nicht bei der Zerstörung der Bastille stehen, nicht nur ein Gefängniß, eine ganze Regierungsform sollte dem Boden gleich gemacht werden, diejenigen, welche sich die Aerzte des todtkranken Frankreichs nannten, wollten es heilen durch ungeheure Aderlässe: in allen Städten und Städtchen Frankreichs ward die Guillotine aufgestellt. Und die Kinder spielten wiederum — mit Guillotinen, spielten damit, bis Robespierre selbst ihrer furchtbaren Thätigkeit zum Opfer gefallen, die Sarcophag-Herrschaft ein Ende erreicht, und vertauschten sie endlich mit der Ausrüstung des Kriegers, da Frankreich unter dem Directorium, der Consularregierung und dem Kaiserreich beinahe gegen ganz Europa in Waffen stand. Seitdem ist wol bis auf unsere Zeit kein bedeutendes Ereigniß, habe es auf politischem oder industriellem Gebiete stattgefunden, vorübergegangen, ohne ein Echo in der Spielwelt der Kinder gefunden zu haben, sie eroberten Algier, kämpften auf den Barricaden der Julirevolution, erlittenen Sebastopol, und wiederum entsandten sie telegraphische Depeschen, ließen Dampfschiffe vom Stapel laufen, und gleich Radar den Ballon zum Aether steigen.

Ein Spielzeug aber, und dies ist gewiß abermals ein charakteristischer Zug, ist in Frankreich, dem Vaterland der Moden, immer ganz besonders bevorzugt gewesen, nämlich die Puppen. Es sollen jährlich für eine halbe Million Thaler Puppen in Frankreich fabricirt werden, von denen freilich ein großer Theil ins Ausland geht, da französische Puppen für die kleinen Damen eben so fashionable sind, wie französische Hüte, Kleider u. s. w. für die großen. Sie mögen in ihrer ursprünglichen Gestalt von Papier maché, Holz u. s. w. erst aus Deutschland nach Frankreich importirt sein, wahrhaft courfähig erscheinen sie doch erst dann, wenn sie aus den Händen einer französischen Modedüsterin metamorphosirt hervorgegangen sind. Die große Vorliebe für französische Puppen datirt übrigens schon aus sehr alter Zeit, denn bereits 1391 ist

Zwei Empfindungen sind es, die im Gemüth des Menschen ihren Kampfplatz aufschlagen von dem Moment an, wo Willenskraft und Deutvermögen zu dünnern beginnen — zwei Empfindungen, die sich ewig Opposition machen, und nur bei glücklich gemischten Naturen sich vereinbaren in dem juste milieu einer vernunftgemäßen, harmonischen Fortbewegung. — Ich meine die beiden Pole der Geisteswelt: Verlangen nach Neuem und Neigung zu dem Gewohnten.

Zu einem Aufsatze, der den Namen der wandelbaren „Mode“ an der Stirn trägt, mag es sonderbar und grundlos erscheinen, die Menschennatur des zähen Festhaltens am Gewohnten zu beschuldigen, da wir doch am Besten wissen sollten, wie eifrig die Welt nach neuen Mode-Erscheinungen fragt, wie freudig sie dieselben willkommen heißt. — Dennoch ist diese zähe Unhänglichkeit an das Alte vorhanden, sogar in dem Gebiete der Mode und in dem so oft der Flüchtigkeit angeklagten Frauencharakter.

Wie wird uns diese Wahrnehmung deutlicher als in Zeiten, wo ein neues Modengesetz Gelegenheit giebt, lange gefühlte Uebelstände, Naturwidrigkeiten und Unschönheiten aus dem Anzuge zu entfernen, sie durch schönere, zweckmäßige Dinge und Formen zu ersetzen. — Man sollte glauben, daß es nur des leisesten Aufstoßes bedürfte, um z. B. eine unschöne Hut- oder Aermelform, einen lästigen Kleiderschnitt aufzugeben — doch nein — weit gefehlt! — die geschmäherten Hüte und Kleider werden getragen nach wie vor, ob die Mode auch die günstigste Veränderung gestattet, und Jahre gehen hin, bis das Bequemere, Bessere und Zweckmäßigere zu allgemeiner Geltung kommt.

So seltsam diese Erscheinung ist, möchten wir doch nicht unbedingt den Stab darüber brechen, da sie einestheils in der den Frauen Ehre machenden Sparsamkeit, andererseits in der nicht zu tadelnden Jaghaftigkeit wurzelt, sich durch auffallende Tracht auszeichnen zu wollen. — Einzelne verwegene oder hochgestellte Frauen, die kein Urtheil scheuen oder feins zu scheuen brauchen, geben den Impuls zu neuen Trachten, die Menge der Frauen des Mittelstandes zweifelt anfangs, bedenklich beobachtet, wartet ab, und richtet sich mit ihrer Kleidung nicht danach, was die Modezeitungen als „modern“ constatiren, sondern danach, was allgemein an-

genommen ist. Auf allen Feldern giebt es mehr Nachahmer als Erfinder, und gut, daß es so ist, denn keine Erfindung kommt gleich völlig fertig in vollster Zweckmäßigkeit zur Erscheinung; sie wird, was sie sein kann, erst durch den Gebrauch, indem die Benutzenden hier eine Unvollkommenheit beseitigen, dort eine Verbesserung anbringen. . . Alles will seine Zeit haben, so mögen wir denn nicht so unedel sein und auf den hohen Damenhut noch im letzten Stadium seines Daseins Pfeile des Spottes senden. Mag er sein hübschendes Leben fristen, bis die Blätter fallen — den ersten Schnee wird er nicht mehr erleben, und mit Beginn des Winters die Herrschaft des kleinen Damenhutes ohne Vorbehalt proclamiert werden.

Hinlich wie bis jetzt mit der Mode der Bibi-Hüte steht es mit der Mode der Fracks. Man spricht viel von ihnen als modern, und trägt deren im Ganzen noch wenig. Einige Unerfrorene unseres Geschlechts wagen diese Ausschreitung in das Gebiet der Herren-Toilette, und wenn sie in ihrem Unternehmen beharrlich sind, läßt sich mit Bestimmtheit erwarten, daß bald auch die Menge der Bedächtigeren nachfolgen werde, um namentlich die Frackform aus der Zeit Louis XV. zu adoptiren, welche mit ihren langen, gerundeten und zurückgeschlagenen Schößen den stattlichsten und schmückendsten Appendix der Damenrobe giebt.

Was die Form der Roben selbst betrifft, so werden sie kaum mehr anders als in oben verringerter Weite und nach hinten mit Schleppe geschnitten. Vorn bleibt der Rock fast glatt und wird erst von den Hüften aus in tiefe Falten gelegt, so daß die Weite der Robe sich hinten concentrirt und in graziosen fächerartigen Faltenwurf herabwällt.

Die Gürtel verlieren noch nichts von ihrer Bedeutung, und nehmen häufig die Gestalt eines oben ausgeschweiften Nieders an, dessen Schluß hinten durch zwei breite, herabhängende Schärpes zugleich bezeichnet und verdeckt ist. Das Ende dieser langen Gürtelbänder verziert man mit Lanquetten, Franzen, Spitzen zc., oder auch sehr hübsch und zweckmäßig mit gehäkelten Sternen, Rosetten und Spitzen, welche man, dem Stoff des Gürtels angemessen, in schwarzer Seide oder feinem weißen Zwirn ausführt, und in verkleinerter Gestalt an der Cravate, dieser jetzt unzertheillichen Gefährtin des breiten seidenen Gürtels, wiederholt. Gürtel bis zu 15 Centimeter Breite werden vorn mit Schnallen geschlossen.

Unter den zahlreichen, täglich als zweckmäßig angepriesenen Steifröcken scheint jener der Erwähnung werth, der durchweg aus Streifen von Kopfhaargestoff geschnitten ist, welche oben schmal, nach unten breiter, der Länge nach aneinander gefügt und im Innern nur durch wenige Stahlreifen gestützt sind.

Gegenüber dem den Frauen im Allgemeinen innewohnenden Schönheitszinn ist kaum nöthig zu erwähnen, daß Steifröcke, namentlich solche mit freiliegenden Reifen, nothwendig mit zwei Unterröcken bedeckt sein müssen, wenn bei der Promenade nicht der leiseste Wind die deutlichen Contouren des Stahlgestells unter dem Kleide verathen soll.

Die Sonnenschirme hat man jetzt endgültig classificirt und ihre Bestimmung ihnen nach ihrer Größe zugewiesen. — Der ganz kleine Sonnenschirm, Marquise genannt, mit Spitzen, Marabouts oder Angora-Franzen garnirt, wird nur im Wagen gebraucht; der Schirm zu eleganter Promenade-Toilette ist etwas größer, gewöhnlich von grauem, havannafarbenem oder weißem Seidenstoff, weiß gefüttert, wie alle eleganten Schirme, und mit Eisenbeinstab, welcher in einem länglichrunden Knopf als Handgriff endigt. Allerdings hat man auch Schirme, deren Griffe wahre Kunstwerke der Holzschneiderei sind; doch wer nicht durch ganz besonders enthusiastische Kunstliebe verführt wird mit der Unannehmlichkeit, durch den Handschuh hindurch stets die Reibung des hölzernen Schnitzwerks zu fühlen, dem rathe wir, einen Sonnenschirm mit glattem Stab und Knopf zum Gebrauch zu wählen.

Das Weiß scheint Lieblingsfarbe der eleganten Damen werden zu wollen, und weißer Mousseline und Organdi, Battist und Taffet werden in Massen zu reizenden Sommerkleidern verarbeitet. Pariser Merveilleuses (wir erlauben uns dieses Wort etwas frei durch „Stutzerinnen“ zu übersetzen) tragen Negligéeroben von weißem Taffet, mit weißen oder schwarzen Bassementerien garnirt, zuweilen über blauen, rosa oder lila Unterkleidern, welche dann selbstverständlich auch von Taffet sind und durch Aufnehmen des Oberkleides ihrem vollen Werthe nach zur Geltung kommen. Toiletten dieser Art sind natürlicherweise nur im Hause und im Wagen bei Spazierfahrten zu tragen. Straßenpflaster und Trottoir kommen mit ihnen in keinerlei Verbindung.

Die Bassementerie-Besätze stehen im vollsten Flor; Roben, Paletots und Beduinen, Shawls, Hüte, sogar feine Stiefeln werden damit ausgestattet. Schmelz-Franzen und Schmelz-Stickereien sieht man an Hüten, Schleiern und Confectionen aller Art, eben so häufig Stickereien, Borten und Blöcken von Stroh, z. B. schwarze Tüllhüte mit Stroh gestickt, Roben mit Brandenbourgs von Stroh zc. Zur Ausschmückung der Hüte dienen außerdem Blumen und Federn, Band, Spitzen, Muscheln, Vögel, Schmetterlinge und andere Natur- oder Kunstproducte den drei Reichen der Natur entlehnt, in freier Zusammenstellung.

Neben den reichen und kostbaren Kleidergarnituren machen sich indes jetzt auch ganz einfache bemerkbar, die in nichts weiter bestehen als einer Reihe bogenförmiger Lanquetten am äußersten Saume des Rockes und einer entsprechenden Taille-Garnitur. Seidene, wollene, Biqué- und Jaconnet-Kleider für Damen und Kinder jeden Alters werden in dieser Weise festonnirt und zwar je nach dem Stoff der Robe mit Seide, Wolle oder Baumwolle. Mehre Lanquetten-Reihen übereinander oder ein Buncnt im Bogen jedes Festons sind Variationen dieser Verzierung.

Noch nie ist die Mode der Willkür und der Phantasie so wenig gebieterisch entgegen getreten als jetzt; wie eine nachsichtige Mutter gestattet sie den übermüthigen Kindern jede Wunderlichkeit, lächelt zu den tollsten Einfällen, läßt das Oberste nach unten kehren, erlaubt Alles, verbietet Nichts und ist zufrieden, wenn es in ihrer Welt nur recht regsam, bunt und lustig zugeht.